

Campus Delicti

Die Wochenzeitung
für die HHU

Nr. 339 || 11. November 2010

Auf der Suche

Studierende finden keinen Parkplatz 10

Auf der Bühne

Junges Schauspielhaus macht Theatersport 20



Auf der Lauer

Proteste gegen AKW-Transport

4

Inhalt

Anti-AKW Proteste in Gorleben

Steine, Flaschen und Pfefferspray.	4
Ein Loch ins Gleisbett buddeln	5
„Schottern ist ein legitimes politisches Mittel“	6

Universitäres

Gestatten, ein Exot. André Ufferfilge. Mit Schirm und Taschenuhr	7
„Man merkt, welche Dozenten cool sind und welche nicht“	9
Viel Lärm um Nichts Viele Studierende jammern über fehlende Parkplätze	10
Kolumne: Die vergessenen Fahrräder	11
Blind Flatmate	12

Hochschulpolitik

Streetview für den Campus	14
Virtueller Campusrundgang Ein Kommentar von Jan Peifer	14
„Leistung muss sich lohnen“ Im Gespräch mit Tobias Siewert, AStA-Vorstandsmitglied und Vorsitzender des Ring Christlich-Demokratischer Studenten.	15
Gezüchtete, gequälte und getötete Tiere an der HHU	17

Politik

Umgeschaut. Das war´s.	18
Kommentar: Die Volksunion. Auch nichts Neues.	18

Kultur

„Trink Milch, bis du stirbst!“	20
Zwischen Bilk und Gürzenich.	22
Sophias Welt: Zusammen ist man weniger allein.	23
Die Ästhetik eines verschwindenden Widerstands	24
Filme von A-Z: Departed - Unter Feinden (2006)	26
Blattkritik	26
AStA informiert	27
Leserbrief	25
Editorial	3
Inhalt	2
Impressum	2

Campus Delicti

Die Wochenzeitung für die HHU

Redaktion
Fabian Kurmann
Jacqueline Goebel
Laura Diaz
Selina Marx
Sophia Sotke

Mitarbeit
Nina Szynalski
Merle Hömbach
Leonie Koch
Christoph Henrichs
Martin Nitsch

Titel
Jacqueline Goebel

Layout
Regina Mennicken

V.i.S.d.P.
Timo Steppat

Druck
Universitätsdruckerei

Auflage
1500

Kontakt
AStA der
Heinrich-Heine-Universität
Düsseldorf
Universitätsstraße 1
Mail: pressereferat@asta.uni-duesseldorf.de
Telefon. 0211 - 8113172

Campus Delicti erscheint
wöchentlich und wird immer
donnerstags auf der Mensa-
Brücke verteilt.

Die aktuelle Ausgabe
vergriffen? Beim AStA
gibt's Nachschub. Einige Dut-
zend Exemplare liegen
im Eingangsbereich aus.

Streetview für den Campus

Lieber Leserinnen!

Liebe Leser!

Wer die Seiten der Uni Düsseldorf im Internet aufruft, findet schnell den „Virtuellen Rundgang“. Da kann man digital über den Campus schlendern und es ist so, wie es immer sein sollte: Grün, die Sonne scheint, der Himmel ist blau und das Beton-Grau wirkt nicht ganz so negativ wie dieser Tage. In der 360 Grad Sicht erkundet der Internet-User den Campus - von der Haltestelle Uni Ost und dem Botanischen Garten bis hin zum Rektorat und der Mensa. Es geht vorbei an den Fakultäten, der Bibliothek, am Heine und der Baustelle hinter ihm. Auf dem Weg trifft man immer wieder Kommilitonen und Uni-Mitarbeiter. Beispielsweise eine Dame im bunten Rock, die gerade auf die Bibliothek zusteuert. Vor der Mensa parken Autos. Die Kennzeichen sind, genau wie die Gesichter, nicht verpixelt. Kann sich noch irgendwer an Google Streetview erinnern? Genau wie das Programm des amerikanischen Suchmaschinenkonzerns ist der Rundgang - besonders für Außenstehende - überaus reizvoll. Die Uni zeigt sich von ihrer Schokoladenseite. Was aber ist mit den Persönlichkeitsrechten der Dargestellten? Wieso hat man sich überhaupt für dieses Projekt entschieden, welchen Sinn sieht das Rektorat darin und überhaupt: Muss das sein? Einige Antworten findet ihr ab Seite 10. Unser Gastautor Jan Pfeifer, Student der Germanistik, formuliert seine sehr klare Meinung zum „Campus-View“ auf Seite 11.

Am Wochenende gingen die Bilder durch alle Medien. Viele Tausend protestierten gegen den Transport von radioaktivem Müll in das umstrittene Zwischenlager in Gorleben. So viele waren seit über 20 Jahren nicht ins Wendland gekommen. Mittendrin eine Reporterin der Campus Delicti: Jacqueline Goebel, zuständig für das Politik-Ressort. Sie ist gemeinsam mit dem linken Studierendenbündnis LiSt (Libertäre Studierende) gen Norden gefahren. Ihre Eindrücke schildert sie diese Woche im Thema ab Seite 4. Eher zufällig traf sie dort auch den Sänger der „Ärzte“, Bela B. Der erzählt exklusiv in Campus D über seine Einstellung zu den Protesten und warum die Entscheidung der Bundesregierung, die Atomlaufzeiten zu verlängern, falsch ist. Das Interview findet ihr in wenigen Tagen auch online als Video.

Außerdem im Heft: Besonders viel Kultur. Nachdem wir das Schönegeistige über drei Ausgaben hinweg sträflich vernachlässigt haben, gibt's diesmal eine Extraportion.

Viel Spaß bei der Lektüre und schönes Wochenende!

Timo Steppat

Thema

Anti-AKW Proteste in Gorleben

Steine, Flaschen und Pfefferspray

Der Protestzug (Bilder: Jacqueline Goebel)



Es ist die größte Demonstration im Wendland aller Zeiten. Mitten im Nirgendwo, zwischen kleinen Bauerndörfern mit schiefen Fachwerkhäusern und einer schnuckligen Fußgängerzone, in der sich keine einzige Modekette befindet, steht die Antiatomkraftbewegung wieder auf. Campus Delicti-Reporterin Jacqueline Goebel war mittendrin.

Von 50.000 Menschen auf dem Kundgebungsgelände spricht die Bürgerinitiative (BI) Lüchow-Dannenberg – noch mehr Protestler seien erst auf dem Weg. Die Polizei

Niedersachsen geht in ihrer Presseerklärung von lediglich 25.000 Demonstranten aus. Tatsächlich ist es unmöglich, auf dem weitläufigen Gelände den Überblick zu behalten. Der Maisacker, auf dem die Auftaktkundgebung der Anti-Castor-Demonstration stattfindet, leuchtet grün und gelb. Nur ist es keine Pflanze, die dieses Farbenbild aufleuchten lässt: Überall sind gelbe Fahnen, ein Meer von grünen Ballons überdeckt das weiträumige Gelände. Die Acker befinden sich an einer Straße zwischen Dannenberg und

Splietau, zwei Dörfern, von denen in Nordrhein-Westfalen wohl noch nie jemand etwas gehört hat. Bekannt aber ist der Ort, zu dem die Straße führt: Gorleben.

Das Zwischenlager in einem alten Salzstock ist das Ziel des Castor-Transports. Die Abkürzung Castor steht für „cask for storage and transport of radioactive material“ – 123 Tonnen des wiederaufbereiteten strahlenden Materials sollen in Gorleben zwischengelagert werden. Bis nach Dannenberg wird die Fracht über Schienen transportiert. Ein Schwerlasttransport soll den Atommüll dann in den alten Salzstock bringen. Der Transport hat zwei Strecken zur Auswahl. Eine davon führt direkt an den mit Menschen überfüllten Maisäckern vorbei.

Über hundert Demonstranten aus Düsseldorf

Unter den 50.000 Demonstranten befinden sich auch Gruppen aus Düsseldorf. Drei Busse starteten am Samstagmorgen um 6 Uhr vom Hauptbahnhof aus ins Wendland. In dem Antiatomkraftbündnis haben sich die Partei Die Linke und deren lokale Jugendgruppe sowie die Antifaschistische Aktion zusammengeschlossen. „Wir sind über hundert“, schätzt Mitorganisator Jan List. Der Student sitzt für die Libertären Studierenden im Parlament der Uni. Auch die Grünen schickten Gruppen ins Wendland.

Hier trifft eine bunte Truppe aufeinander. Alt-68er, Hippies mit Blumen in den Haaren sind allerdings die Ausnahme. Heute versammeln sich im Wendland Familien mit Klein-

kindern, ansässige, heimatliebende Bauern und rebellische Jugendliche und Studenten. Menschen aus der Region, die gegen die Pläne Gorleben zum Endlager auszubauen protestieren, wütende Koalitionsgegner – und auf der anderen Seite: Polizisten.

„Es sind bundesweit 16.000 Polizisten im Einsatz“, bestätigt Alexander Jarling von der Polizei Niedersachsen. Bundesweit – nicht auf dem Protestgelände. Dort überwiegt ganz klar die Zahl der aktionsbereiten Protestierenden. Von einer friedlichen Demonstration kann um 15 Uhr nicht mehr die Rede sein. Während vor der Bühne Kinder mit Ballons und bemalten Gesichtern Bela B zujubeln, rücken an der Straße schwarz vermummte Protestierende mit Schaufeln an. Sie fangen an, ein Loch zu graben. Andere Demonstrierende versammeln sich um die Grabenden, kesseln die Aktivisten ein. Rasend schnell entsteht ein Loch von zehn Metern Länge und fast zwei Metern Tiefe. Die schwarz gekleideten versuchen die Straße zu unterhöhlen. 1997 konnte so der Castortransport aufgehalten werden. Polizisten rücken an und treiben die Demonstranten auseinander. Wütende Rufe ertönen. „Es wurden Steine und Flaschen geworfen. Die Polizei hat mit Pfefferspray reagiert“, erklärt der für Konfliktmanagement zuständige Alexander Jarling sachlich. Rund fünfzig Polizisten kesseln das Loch ein, die Schaufeln liegen noch in der Erde.

Pfefferspray. Spätestens jetzt wird die Menge sauer. Zweihundert Meter weiter versuchen weitere Einsatz-

Trist ist nur der Himmel



kräfte, näher an das Hauptgelände zu gelangen. Auch sie stehen schwarz gekleideten Demonstranten gegenüber. „Verpisst euch, was wollt ihr hier“, schreit die Menge mit wutverzerrten Gesichtern. „Mörder! Mörder! Haut ab!“, brüllt ein junger Mann aus voller Kehle und reißt den Mund soweit auf wie er kann. Die mit Schlagstöcken und weißen Helmen ausgestatteten Polizisten werden in einen fünf Meter breiten Spalt zwischen zwei Zäunen gedrängt. Schließlich weichen

die Einsatzkräfte vor den wütenden Rufen zurück. Die Menge jubelt.

Heiße Phase erst nach der Kundgebung

Es bleibt ein kleiner Zwischenfall während der Kundgebung. Eltern müssen nicht bereuen, dass sie ihre Kinder mit zu der Massenveranstaltung genommen haben. Nach der Kundgebung tummeln sich hunderte Busse auf den Straßen, es wird dunkel. Doch das bedeutet noch lange nicht das Ende der Demonstration.



Traktoren versperren den Weg

„Wenn es dunkel wird, beginnt immer die heiße Phase“, erklärt Angelika König. Die Dannenbergerin arbeitet für den linken Landtagsabgeordneten Kurt Herzog. Der Kommunalpolitiker hat keine ruhige Minute, solange der

Castor fährt. Es ist oberstes Ziel der Demonstranten genau das zu verhindern: Mit Traktor- und Sitzblockaden, dem Entfernen von Steinen aus dem Gleisbett oder dem Anketten an den Schienen.

Jacqueline Goebel

Ein Loch ins Gleisbett buddeln

Auch Düsseldorfer Studenten versuchten sich am Schottern

Pfefferspray brennt höllisch. Es sitzt überall, in den Klammotten, in den Haaren, und hinterlässt ein unangenehmes Prickeln auf der Haut. Doch am Schlimmsten ist es, wenn man das Pfefferspray in die Augen bekommt. Schmerzen. Tränen schießen hervor. Jan List weiß das. Der Düsseldorfer Student war im Wendland, er versuchte zusammen mit geschätzten 4000 anderen Aktivisten den Castor-Transport aufzuhalten – auch gegen Polizeigewalt.

Samstagmorgen, 5 Uhr. Im Camp Köhlingen kommt langsam Leben in die Zelte. In dem Ort, knapp 40 Minuten mit dem Auto von Gorleben entfernt, schlafen vor allem Demonstranten aus dem Rheinland. Mit Megafonen werden die Atomkraftgegner geweckt. Jan List hat die Nacht in einem großen Mehrpersonenzelt verbracht, der Boden ist mit Stroh ausgelegt. Vor ihm liegt ein harter Tag. Es ist kalt, kaum über null Grad. Handschuhe werden eingepackt, nicht gegen die Kälte, aber für das Schottern.

Um 6 Uhr setzt sich der Zug vom Camp aus in Bewegung. Knapp tausend Menschen sind es, glaubt Jan List. Über zwei Stunden marschieren

die Protestler bis zu den Zugschienen. Hier soll später am Tag der Castorzug entlang rollen. Oder besser, er rollt eben nicht. Die Demonstranten wollen so viele Steine aus dem Gleisbett entfernen, dass der Zug nicht weiterfahren kann. „Schottern“ nennt man das im Wendland. Die Polizei steht schon bereit, die Aktion war kein Geheimnis. Wie auch? 4000 Menschen bewegen sich von den verschiedenen Camps auf die Gleise zu.

Das Polizeiaufgebot ist das größte in der Geschichte der Castorblockaden. Schon müde sind die Atomkraftgegner vom Laufen, und doch liegt der anstrengendste Teil des Tages noch vor Ihnen. Immer wieder versucht die Truppe vom Camp Köhlingen auf die Gleise zu kommen. Eigentlich hatten sie eine Fünf-Finger-Taktik geplant. Die Gruppe soll sich aufteilen, sobald sie auf die Polizisten trifft, und soll so zwischen den Einsatzkräften hindurch gelangen. So richtig gut will das nicht funktionieren. Schnell sind von den 1000 Menschen nicht mehr viele zu sehen. „Wir wurden versprengt“, erzählt Jan List.

Die Polizei macht klare Aussagen: Wer die Gleise betritt,

muss mit Tränengas und eingesetzten Schlagstöcken rechnen. „Die Polizei war ziemlich rabiat“, berichtet Jan List um 13 Uhr. Zwei Mal haben die Protestler es kurzzeitig auf die Gleise geschafft. „Aber immer nur für so drei bis vier Minuten“, so List. Trotzdem bleibt er gelassen. „Es läuft eigentlich ganz gut.“ Mit der Gewalt der Polizisten hat er gerechnet. Wenigstens werden keine Wasserwerfer eingesetzt.

Polizisten schnell in der Überzahl

Wie das allerdings bei anderen Gruppen aussieht, weiß keiner zu diesem Zeitpunkt. „Die Handynetze sind total überlastet, wir haben keine Informationen was woanders

angeht“, hieß es. Info-Ticker berichten von brennenden Holzbarrikaden und ersten Angriffen mit Feuerwerkskörpern. „Von unserer Seite aus gab es keine Eskalation“, versichert hingegen List. Immer wieder versuchen die Protestler auf die Schienen zu gelangen, doch die Polizei ist immer zur Stelle. Das Verhältnis von Atomkraftgegnern und Einsatzkräften ist ausgewogen. Doch die Polizei ist besser vernetzt, kann schneller reagieren. Starten die Schotterer eine Offerte, wird sofort Verstärkung gerufen.

Am Nachmittag gibt die Truppe auf und kehrt zurück ins Camp. An anderen Stellen läuft es ähnlich ab. Um 15 Uhr zieht die Polizei ein po-



Kundgebung

Thema

sitives Fazit. Die Strecke sei nicht nennenswert beschädigt worden. Die Organisatoren der Kampagne „Castor Schottern“, die zum Protest aufgerufen hatten, sehen ein anderes Ergebnis. Bei Pommoissel sei auf einer Länge von 150 Metern die Strecke unpassierbar.

Die meisten Schotterer erfahren diese Nachricht erst, als sie wieder im Camp sind. Die Düsseldorfer Studenten aus Camp Köhlingen erleben an diesem Nachmittag keine Erfolge mehr. „Wir sind nicht mehr auf die Gleise gekommen“, berichtet Jan List.

Doch darum geht es den Protestlern ja auch gar nicht. Es ist viel mehr das Gefühl, trotzdem etwas bewegt zu haben. „Es waren 4000 Menschen auf den Schienen, so viele wie noch nie. Genau das wollten wir ja auch erreichen, dass Leute diesen Schritt gehen“, beschreibt Jan die Stimmung. Für die Schotterer zeigt sich erst nach der Kundgebung, wie wütend die Menschen über die verlängerten Kraftwerklaufzeiten und die Endlagerpläne in Gorleben sind. Einsatz zeigen, einen Schritt weiter gehen, wenn das Gefühl aufkommt, das nur das Demonstrieren nichts nützt. Dass Schottern kriminell ist und geahndet werden kann, steht für die Atomkraftgegner im Hintergrund. Am Ende des Tages haben fast alle blaue Flecke. Mehrere Prellungen gibt es, einen gebrochenen Arm. Jan List hat noch von schlimmeren Fällen gehört, zwei Aktivisten sollen durch berittene Polizisten schwerverletzt worden seien, auch zahlreiche Kopfplatzwunden soll es geben.

Über Tausend Menschen in Gewahrsam

Die Medien berichten später von tausenden Verletzten auf Seiten der Castor-Gegner. Laut der Initiative „Castor

Schottern“ gibt hunderte Augenverletzungen durch den Einsatz von Tränengas ungefähr dreißig Kopfplatzwunden. Der niedersächsische Innenminister Uwe Schürmann spricht von 78 Beamten, die durch Steine und Flaschen der Demonstranten Verletzungen erlitten. Das Internetportal der Polizei Niedersachsen berichtet von 172 eingeleiteten Strafverfahren gegen gewaltbereite Protestler. 1316 Menschen sollen in den vier Tagen des Castortransports in Gewahrsam genommen sein, da sie sich an den Sitzstreiks, Kletteraktionen oder am Schottern beteiligt hatten. 306 mal wurden Platzverweise gegen die Aktionisten erteilt. Örtliche Bauern hatten versucht, Straßen mit ihren Traktoren zu blockieren. Die Polizei stellte 117 Traktoren sicher.

Am Dienstagmittag trifft der Transport nach 92 Stunden in Gorleben ein. Besonders zahlreiche Sitzblockaden sorgten für eine Verspätung des Zuges von insgesamt Stunden. Schon am Montagabend waren die Castorbehälter in Dannenberg auf Schwertransporter verladen worden. Mit LKWs und Betonpyramiden blockierte Greenpeace die Straßen. Auch Kletterer versuchten die Fahrzeuge an der Weiterfahrt zu hindern. Ein Mann stürzte dabei am Dienstag von einem Baum und musste mit einem Rettungshubschrauber ins Krankenhaus gebracht werden. Glimpflich ging es bei den Sitzblockaden aus: Die Initiative X-tausendmalquer berichtet, 4000 Menschen hätten sich insgesamt 45 Stunden bis zum Dienstagmorgen an der Sitzblockade vor dem Zwischenlager beteiligt. Der Zug erreichte das Lager mit über zwanzig Stunden Verspätung. 92 Stunden war der Castortransport unterwegs – so lange wie noch nie zuvor.

Jacqueline Goebel



Bela B. nach dem Auftritt

„Schottern ist ein legitimes politisches Mittel“

Campus Delicti sprach mit prominentem Unterstützern des Protests: Ärzte-Schlagzeuger Bela B.

Die Anticastordemo im Wendland wurde von vielerlei Seiten prominent unterstützt: Sowohl Linke Spitzenpolitiker wie Gregor Gysi als auch die Grünen Claudia Roth oder Cem Özdemir bekannten sich zu den Demonstrationen. Einen besonderen Highlight konnten die Veranstalter noch für ihre Programmliste gewinnen: Bela B, Schlagzeuger und Sänger der „besten Band der Welt“, den Ärzten. Campus Delicti-Reporterin Jacqueline Goebel traf das Gründungsmitglied der Ärzte nach seinem Auftritt. Schon weit über die Vierzig, aber Bela B ist immer noch Punk. Punk genug zumindest, um die Campus Delicti zu einem Interview in den Backstage-Bereich zu laden. Als erster Pressevertreter nach seinem Auftritt – Studenten gehen vor Fernsehsendern. Auch wenn Sat 1 grade ungeduldig sein Mikro auf der Bierzeltgarnitur hin- und herschiebt. Warum unterstützt Bela die Demonstration? „Warum unterstützen 40.000 Menschen die Demonstration? Weil sie gegen Atomkraft sind, weil sie die Schnauze voll haben, von einer Regierung, der ihre Bürger egal sind“, antwortet Bela. Noch vor zehn Minuten stand er mit dem Ärzte-Hit „die klügsten Männer der Welt“ auf der Bühne. Ein Lied, das mit Politikern abrechnet – auch wenn Bela grade eher mit einer Frau abrechnet, einer Frau Merkel. Doch was muss geschehen, damit sich die politische Situation ändert? Bela B, oder Dirk Felsenheimer, wie er mit bürgerlichem Namen heißt, glaubt, Deutschland ist auf der richtigen Spur. „Wir erleben gerade einen Umbruch.“ Als Bela die Bühne betritt begrüßt er die Demonstranten mit „Hallo, Stuttgart!“. In Deutschland stehen die Zeichen auf Rebellion. Kein Wunder, findet Bela. „Politiker wie Mappus jetzt in Stuttgart zeigen ihre wahren Gesichter.“ Bela begleitete auf der Bühne Rocko Schamoni. Der sprach musikalisch noch deutlichere Worte als das Ärzte-Mitglied. Ich hab ein kleines Lied geschrieben, das hat sich vor fast 20 Jahren gegen den damaligen Kanzler Deutschland geschrieben, Helmut Kohl. Dann gab es ein paar Jahre, wo das Lied nicht mehr ganz so aktuell war“, erklärte Ricko Schamoni. Heute sei das Lied aber wieder ganz vorne mit dabei. Der Titel: „Weil du CDU wählst, mach ich Schluss“.

Bela ermutigt die Menschenmasse zur Demonstration. Die Linken gerieten in Kritik, als sie sich auch zum Schottern ermutigten – denn nach Paragraph 316 des Strafgesetzbuches ist das Aushöhlen von Gleisanlagen eine Störung der öffentlichen Ordnung. Und somit strafbar. Doch auch Bela unterstützt die Blockade durch das Schottern. „Das ist ein legitimes politisches Mittel. Schottern kann man nachschütten“, meint der Musiker. Schäden durch Atommüll sind da wesentlich schwerer zu beseitigen.

Jacqueline Goebel

Universitäres Köpfe

Gestatten, ein Exot. André Ufferfilge. Mit Schirm und Taschenuhr

Wenn André Ufferfilge sich zwischen zwei Seminaren mit anderen Studierenden auf dem Flur unterhält, wird er oft als einzige Person im Kreis gesiezt. André ist kein Dozent. Er studiert im fünften Semester, er stammt aus der Nähe von Osnabrück. Mit seinen 22 Jahren zählt er oft zu den Jüngsten im Kreis. Und doch strahlt André eine fremdartig wirkende Autorität aus.

Ist es der lange, edle Mantel? Die schwarzen Schuhe, das gebügelte Hemd? André kleidet sich nicht wie die meisten Jugendlichen, sein Stil liegt abseits von Jack & Jones und Bench. Zu den matt glänzenden Schuhen trägt er einen edlen Schirm. Perfekte Knickfalten, glänzendes Silber, ein lederner, geschwungener Griff. Und doch liegt es auch nicht an seinem Kleidungsstil, dass Gleichaltrige Ehrfurcht vor ihm haben. Es ist die Kippa auf seinem Kopf. Sie ist schwarz mit silberner Musterrung am Rand, gehäkelt. Sie verrät, dass André ein Exot ist, ein gläubiger Jude.

„Die meisten halten mich für einen Ausländer, für russisch oder litauisch“, erzählt André Ufferfilge. Sobald sie seinen Namen sehen, verwerfen sie die Idee wieder. André, nein, das ist doch ein französischer Name. Und er hat schließlich auch den französischen Akzent, hörst du den denn nicht? „Es ist erstaunlich, wie sich die Psyche des Menschen die Realität anpassen kann“, wundert sich André immer wieder. Wie, du bist nicht aus Frankreich? Achso, dann aus Belgien, ja klar.

Nein, ist er nicht. Er kommt aus Niedersachsen, er ist jüdisch. Ihn nervt die

Überbetonung seiner Andersartigkeit, dass ihn fremde Menschen immer zuerst darauf ansprechen. Welche Musik hörst du, welche Filme magst du? Dass sind Fragen, die André wirklich zum reden bringen, durch die man ihn kennenlernt. Gespräche, in denen er seinen Humor zeigt, in denen er sich nicht immer wieder fragt, in welche Schublade ihn sein Gegenüber ihn nun wieder stecken möchte.

Passion für Film und Kino

512 Videokassetten und noch mal knapp 300 DVDs befinden sich in Andrés Besitz. Er sammelt, seit dem er vierzehn ist. Viele amerikanische Filme, Klassiker und Independent Produktionen, aber auch israelisches Kino. Wenn man mit dem 22-Jährigen zusammen Filme schaut, wird der Fernseher nicht eher ausgeschaltet, bis der Abspann durchgelaufen ist. Abspann-Raten ist Andrés Lieblingsspiel, er nervt damit seine Freunde gerne. Vor allem, weil er der Einzige in der Runde ist, der jemals potentielle Chancen auf den Sieg hatte. Das Ganze geht so: Wer der am Film beteiligten Personen ist jüdisch? Er erkennt es am Namen, aber einfach auch weil er sich auskennt in der Branche. Die jüdische Gesellschaft ist stark vertreten in der Künstlerbranche, grade in Amerika.

Das ist es, was André so am Judentum fasziniert: Die Kultur, der damit verbundene Intellekt. Und das Alte, nicht zu vergessen. „Das Ursprüngliche“, wie der Düsseldorfer Student ohne langes Überlegen treffend formuliert. Das Judentum gibt es seit 4000 Jahren, es ist die

älteste monotheistische Religion. „Und der Glaube hat sich immer erhalten, trotz aller Widerstände“, sagt André und meint damit nicht den Holocaust, sondern das

Babylonische Exil, die Vorherrschaft der Seleukiden in Judäa, oder die mittelalterlichen Kreuzzüge.

André hat keine engen Familienangehörigen im Ho-



Nachdenklich (Bilder: privat)

locaust verloren, er stammt aus keiner alten jüdischen Familie. Trotzdem ist das Judentum die Religion, mit der er aufgewachsen ist. Sein gläubiger Onkel ist in den Siebzigern von New York aus nach Deutschland eingewandert, bei ihm verbrachte André als Kind viel Zeit. „Ich habe schon immer an Gott geglaubt“, erklärt der Student. Dass er sich immer mehr zum Judentum hingezogen fühlte, war ein allmählicher Prozess. Mit 16 fing er die Glaubensregeln zu befolgen, sich koscher zu ernähren.

Koscher essen: Ein-facher als gedacht

Ein Punkt, über den viele Gleichaltrige stolpern. Wie funktioniert Pizza bei Filmabenden, Snacks auf Geburtstagen, gemeinsames Backen oder auch nur das Essen in der Mensa, wenn Lebensmittel in fleischig, milchig und neutral einteilt werden? Wenn fleischig und milchige Speisen nicht kombiniert werden dürfen, nicht mal auf demselben Geschirr angerichtet werden dürfen. André

zuckt mit den Schultern. Er ist pragmatisch. Natürlich kann er auch in der Mensa essen, Salat zum Beispiel. Und es gibt ja auch Plastik-Besteck.

André Levi Israel Ufferfilge, so sein vollständiger Name, befolgt seinen Glauben traditionell. „Ich versuche die Dinge zu befolgen, die wir befolgen müssen, aber immer mit dem Bewusstsein im Hier und Jetzt zu leben“, erklärt er. Dem Traditionellen den Geist der Moderne einzuhauchen, ihm einen Platz in der Gegenwart zu geben, das liebt André. Deshalb der Schirm, deshalb geht er auch gern mit Spazierstöcken aus dem Haus. Er schaut lieber auf seine Taschenuhr als auf das Handy, wenn er die Uhrzeit wissen will. „Das bringt ein Gefühl der Gemütlichkeit“, erklärt André. Und es passt zu ihm. Genauso wie die Simpsons oder South Park.

In seinem Studium setzt André diesen Idealismus fort. Er studiert Judaistik und Jiddisch, also die jüdische Geschichte und Kultur und auch die Sprache. Diese Kombi-

nation ist deutschlandweit einzigartig, André weiß das. Den Bereich jüdische Studien gibt es an vierzehn deutschen Universitäten. Das sind nur die Studiengänge, die sich rein wissenschaftlich und nicht theologisch mit dem Thema beschäftigen, weiß André auch. Im nächsten Semester schreibt er seine Bachelor-Arbeit. Dann folgt ein Doppelmaster. „Ich hoffe, an der Universität bleiben zu können“, erklärt er sein Berufsziel.

In Düsseldorf fühlt sich der Niedersachse wohl. Mit fast 7500 Mitgliedern ist die Gemeinde in Düsseldorf die drittgrößte in Deutschland. Regelmäßig kommen die Mitglieder zu Filmabenden, Theatervorführungen, historischen oder politischen Vorträgen zusammen. Die jüdische Kultur wird gepflegt, genauso wie die Gemeinschaft.

Jewish Couch Surfing in Israel

Trotzdem zieht es ihn ins Ausland, in andere Gegenden, wo er nicht der Exot ist, wo ihn nicht jeder nach seinen

Essgewohnheiten ausfragt. In Israel war er bereits dreimal. Die letzte Reise hat ihn besonders beeindruckt. „Ich hab Jewish Couch Surfing ausprobiert“, erzählt der 22-Jährige begeistert. Zusammen mit einer Freundin reiste er von Familie zu Familie und übernachtete dort. Er war zu Gast bei einer Familie mit slowakischen Wurzeln, bei Studenten, deren Verwandte aus Deutschland stammen, dann bei einer Indisch-israelischen Familie. „Wo ich fast gestorben wäre, weil das Essen so scharf war“, erinnert sich der Student.

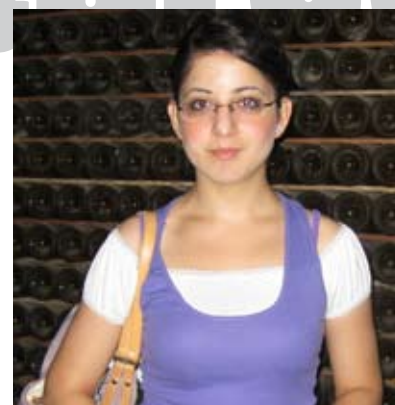
Als nächstes steht wohl ein Besuch in New York an. Dreimal war der schon geplant gewesen, jedes Mal ist etwas dazwischen gekommen. Aber: „Vergossener Milch soll man nicht nachweinen“, meint André locker. Ein jüdisches Sprichwort. Es passiert häufig, dass er in Gesprächen solche Phrasen zitiert. Dann sagt er so Sachen wie: „Der Mensch ist dafür da, um für Andere da zu sein.“ Für André bedeutet das, den Anderen respektvoll zu begegnen. Und das zeigt er auch durch seine edle Garderobe. „Mir ist es wichtig, sich zu bemühen“, sagt André ganz einfach. Es ist für ihn eine Selbstverständlichkeit. Genauso wie sein Engagement im Kindergarten während der Schulzeit. „Ich hatte halt nicht so viel zu tun in der Schule und hab gesehen, dass die dringend Kräfte gebraucht haben.“ Dreimal in der Woche hat André mit den Kindern getobt und gespielt. Als einziger Mann in der Einrichtung war er für die Kleinen oft der Held. Doch auch die Kinder geben André viel. Alleine schon, weil sie ihn nicht siezen. Weil sie ihn nicht andauernd fragen, warum er eigentlich ein Exot ist.

Jacqueline Goebel



„Man merkt, welche Dozenten cool sind und welche nicht“

Zum Semesterstart hatten wir uns bereits mit Ester Irak unterhalten. Wie sich der Blick des Erstis auf das Uni-Leben nach einem Monat gewandelt hat, schildert sie im Gespräch.



Ester Irak, 19, studiert im ersten Semester Germanistik und Kommunikations- und Medienwissenschaft.

Erster Uni-Monat rum, wie war's? Kamst du zu recht?

Der erste Monat verging relativ schnell und viel wurde noch nicht gemacht. Man rennt von einer Vorlesung zur nächsten, hört sich an, was die Dozenten erzählen und manchmal fragt man sich im Nachhinein was eigentlich das Thema der Vorlesung war. Mittlerweile weiß man, welche Dozenten cool sind und welche nicht. Bis jetzt kam ich also ganz gut klar und „Hausaufgaben“ gab es bis jetzt auch nur ein einziges Mal.

Beim ersten Interview sagtest du, dass du es dir schwierig vorstellst, an der Uni Leute kennenzulernen. War es wirklich schwer, neue Freunde zu finden?

Leute kennen lernen ist nicht so schwer. Man hat ja genügend Auswahl. Viel schwerer ist es tiefgründige Freundschaften aufzubauen, denn oft habe ich es erlebt, dass mein Sitzpartner gut drauf war, ich ihn danach aber nicht mehr wiedergesehen habe. Ständig wechselt der Raum und du fängst bei Null an. Zum Glück gibt es dann doch noch so etwas wie „deine Klasse“. In meinem Fall sind es die Leute, die in meinem MeWi-Tutorium sind. Da kann ich mir mittlerweile auch ganz gut die Namen merken und habe Freundschaften geschlossen. Es ist alles noch ein wenig neu und oberflächlich.

Und zum Schluss: Was nervt dich schon nach deinem ersten Monat total?

Mich nervt einiges. Zum Beispiel, dass der Weg zu den Uni-Gebäuden so lang ist: Beispielsweise von Uni Ost bis zur Philosophischen Fakultät. Außerdem nervt es mich, dass die Bahnen zur Uni immer so verdammt voll sind und der häufigste Satz, den man am Morgen hört ist: „Bitte die Türen freimachen!“ Es ist auch ungewohnt, dass man so viel mitschreiben muss und teilweise keine Zeit dafür hat und man deshalb zu Hause „nacharbeiten“ muss. Es stört auch, dass die Cafeten immer so überfüllt sind zu den Stoßzeiten. Was auch stört, ist, dass man einige Dozenten überhaupt nicht versteht, sowohl akustisch, als auch inhaltlich. Ich hab mir ernsthaft Gedanken gemacht, ob uns einige veräppeln wollen und einfach Nebensatz an Nebensatz reihen, bis alles keinen Sinn mehr ergibt.“

Das Gespräch führte Nina Szynalski

Mit dem Studentenwerk auf Tour!

Ob zusammen hinter die Kulissen des Düsseldorf Studios des WDR oder auf eine Entdeckungsreise in die Welt des Tees. Das Studentenwerk hat für die Studierenden so einige Ausflüge organisiert. Im November gibt es die Möglichkeit, das Unternehmen „Teekanne“ zu besuchen, den WDR oder auch in den späten Abendstunden hinter die Kulissen der „Rheinische Post“ zu schauen.

Im Dezember wird es dann etwas gemütlicher, da lädt das Studentenwerk zum mittelalterlichen Weihnachtsmarkt nach Siegburg ein. Wer bis dahin immer noch nicht genug hat, kann außerdem an einem Besuch im Forum Freies Theater (FFT) teilnehmen, das mittelalterliche Neuss erkunden oder das neue Jahr mit einem langen Winterspaziergang beginnen. Wer Lust auf die eine oder andere Veranstaltung bekommen hat, sollte nicht lange zögern und sich frühzeitig anmelden. Genaue Zeiten und weitere Informationen gibt es im Veranstaltungsprogramm auf der Internetseite des Düsseldorfer Studentenwerks. (LD)

www.studentenwerk-duesseldorf.de

hochschulradio beim zdi-Ingenieurstag der FH

Einstieg-Uni leicht gemacht. hochschulradio düsseldorf eröffnet am Montag den zdi-Ingenieurstag der Fachhochschule Düsseldorf. Das Wissenschaftsministerium will Schülern aus NRW unter dem Motto „Zukunft durch Innovation.NRW“ den Einstieg in die Naturwissenschaften und die Ingenieursberufe näher bringen. Zusammen mit Wissenschaftsministerin Svenja Schulze eröffnet hochschulradio düsseldorf den Schülertag an der FH. 31 Workshops und Führungen sollen 400 Schülern die Entscheidung leichter machen, die Erstis von morgen zu werden. (HSR)

Campus-Kino bittet um Feedback

Beim dritten Campus Kino, das in der letzten Woche stattfand, sind die Besucherzahlen noch weiter zurückgegangen. Der Veranstalter, die Fachschaftenliste, stellt das Programm nun grundsätzlich in Frage und bittet alle Studierenden um Kritik und Anregungen. Nach einer Umfrage im letzten Sommersemester werden jetzt zum Beispiel auch Popcorn, Chips und Getränke angeboten. Die eigene Meinung zum Campuskino sowie Anregungen können über ein Feedbackformular auf www.fachschaftenliste.org oder per Mail (campuskino@uni-duesseldorf.de) abgegeben werden. Nächster Kino-Termin ist der 17.11. Gezeigt wird „Soul Kitchen“ von Fatih Akin; Eintritt kostenlos. (FK)

Univers

Viel Lärm um Nichts

Viele Studierende jammern über fehlende Parkplätze

Be-Beep. Be-Beep. Be-Beep. 8 Uhr: Aufstehen. Ich brauche gar nicht aus dem Fenster zu schauen, ich höre es schon: es schüttet. „Vielleicht hört es in der nächsten halben Stunde ja noch auf“, denke ich und gehe duschen. Nein, natürlich nicht. Fahrrad? – zu nass. Bahn? – zu spät. Auto! Naiv schwinde ich mich hinters Lenkrad und sofort beginnt der Spaß: Stop and go, stop and go. Der Berufsverkehr, stand nicht auf meinem Zeitplan. 9.10 Uhr: Ankunft an der Uni. 9.20 Uhr: erster Ausraster – Parkplätze sind absolute Mangelware. Eh schon zu spät zur Vorlesung, gebe ich mich geschlagen und parke auf dem kostenpflichtigen Parkplatz der Uni-Klinik. 1,20 € die Stunde, macht 7,20€ für eine Vorlesung und zwei Seminare. Zu teuer, entscheide ich mich und versuche nach dem ersten Kurs erneut mein Glück. Ich zahle 2,40€ und verlasse den „sicheren Parkplatz“ - fataler Fehler. Straße rauf, Straße runter, alles voll und ich bin nicht allein, Parkplatzsucher sind en-

masse unterwegs. Ich fahre nochmal um den Block, auf den nächsten Parkplatz, um weitere drei Ecken und wieder zurück. Ich sehe aus den Augenwinkeln ein Mädelschlüssel, drehe und warte. Und warte. Schade, sie hat selbst grad eingeparkt und geht. Die Glückliche, warum war ich nicht eine Minute eher an der Stelle? Egal, wieder gedreht und weiter im Text. In dem Moment fährt ein roter Polo an mir vorbei. Mist! – der hat als erster den Ausparker entdeckt. Wieder nichts. Ich denke mir „Sch*** drauf“ und stelle mich daneben. Wieder Fehler, das Schild neben mir sagt: „Parken nur auf den gekennzeichneten Plätzen erlaubt. Es wird kostenpflichtig abgeschleppt.“ So viel Geld habe ich auch nicht übrig, lasse mich einschüchtern und steige wieder ein. „Neue Runde, neue Chance“, denke ich und liege falsch. Aber da! Nein, doch nicht – Feuerwehrezufahrt. Unfassbar! Ich bin mittlerweile so genervt, dass ich in die



Unten „vorbildlich“, oben eher „kreativ“ (Bilder: Leonie Koch)



nächste Anliegerstraße fahre. Vielleicht könnte ich ja mit ein bisschen gutem Willen noch zwischen den letzten in der Reihe und die Garageneinfahrt passen. Ich parke erneut, steige aus und prüfe meine Position. „Sie stehen da mindestens eineinhalb Meter über die weiße Linie“, schnauzt mich ein Fahrradfahrer an. „Deshalb schaue ich doch grade, ob das noch passt.“ „Das sieht man doch! Und wir sind hinterher die Leidtragenden!“ – aha, also ein Anwohner, klasse. Ich

verliere endgültig die Nerven und brülle zurück „Jetzt meckern Sie mich nicht an, ich hab’s doch gesehen und fahr ja weg.“ Ich bekomme ein „Hier ist Anlieger, merken Sie sich das!“ hinterhergeschrien, steige ein und denke über mein eigenes Anliegen nach: ein Parkplatz. Kurz überlege ich, einfach nach Hause zu fahren und die Fehlstunde in Kauf zu nehmen. Letzter Versuch: Ich fahre noch einmal auf den Parkplatz an Gebäude 23. Alles besetzt. Die stehen hier aber auch wie die Chaoten. Hätten die ein bisschen dichter geparkt, hätten mindestens zwei mehr hin gepasst. Da vielleicht? Puh, ganz schön eng, das wird echt knapp. Soll ich? Kann ich? Okay, ich versuch’s. Links und rechts neben den Spiegeln immerhin 20 cm Platz. Wie ich aussteigen soll weiß ich noch nicht, aber immerhin: Ich stehe! Auf einem regulären Parkplatz! Erneut zu spät zum nächsten Kurs, klettere ich aus dem Kofferraum und überlege noch kurz, ob ich mein Auto wohl ohne Beulen von Parknachbarn wiedersehe. Durchnässt haste ich zum Seminar, nicht von Regen, sondern Schweiß. Fazit: Nie wieder mit dem Auto zur Uni! Leonie Koch

Daten und Fakten zur Parkplatzsituation

Insgesamt befinden sich rund um die HHU 3700 Parkplätze, verteilt auf mehreren Parkhäusern. Auf dem Lageplan der Universität sind die verschiedenen Parkflächen grau schattiert. Zählt man diese zusammen, kommt man grob auf 14 verschiedene Parkkomplexe. Im Norden der Universität, rund um das Rektorat und den Uniklinken befinden sich sechs Parkkomplexe, zwischen Mensa und Uni Ost gibt es acht Parkplätze. Doch wieso empfinden die meisten Studenten die Parkplatzsuche als so schwierig? Rainer Hoffmann, Sachgebietsleiter im Gebäudemanagement, erklärt das Problem: „Die Studenten verteilen sich nicht gleichmäßig. Es gibt Parkkomplexe die platzen vor Autos, z. B P21, P22 und P23. Klar, die Parkplätze liegen direkt an der Phil.Fak, da wollen alle hin. Doch anstatt fünf Runden zu drehen, sollte man lieber woanders mal schauen.“ Hoffmann hat für Pendler nur einen Tipp: „Einfach mal zu P27 fahren, da kriege ich auch immer einen Parkplatz. Man muss zwar eine Weile laufen, aber dafür spart man sich in den frühen Morgenstunden die verzweifelte Suche.“ Bereits im Jahr 2007 und 2008 hat die Verkehrswacht Düsseldorf dieses Problem der mangelnden Diffusion bei Messungen erkannt. Die Ermittlungen zeigten, dass die Tiefgarage im Schnitt zu 90 Prozent (630 von 700 Stellplätzen) ausgelastet ist. Dagegen werden die Parkplätze P25 mit 65 Prozent (236 von 363 Stellplätzen) und P27 mit 45 Prozent Auslastung (458 von 1.018 Stellplätzen) deutlich weniger angefahren. Somit bleiben in den zwei Parkkomplexen durchschnittlich 687 Stellplätze ungenutzt. Wer also demnächst morgens wieder auf der Suche nach einem Parkplatz ist, sollte sein Glück mal im Süden der Uni versuchen. (LD)

Kolumne: Die vergessenen Fahrräder

Wochenlang am Baum fest gekettet rosten sie an den Straßen vor sich hin. Und auf einmal ist der Drahtesel weg. Das Ordnungsamt war da.

Wer kennt sie nicht? Die herrenlosen Fahrräder, die meist in der Nähe der Uni, am Wohnheim oder auch mal in der Altstadt zu sehen sind. Ihr Schicksal ist oft tragisch. Todesursache in der Regel: Rost und Winter. Und ehe man sich versieht, mutiert das Fahrrad, das einst gut in Schuss war, zum Schrotthaufen. Das Schlimmste ist jedoch, dass keiner sich verantwortlich fühlt. Gibt es eine Entschuldigung dafür, sein Fahrrad auf diese Art und Weise zu verlassen?

Stehen gelassen

Nun, in den meisten Fällen versteckt sich hinter jeder zerbrochenen Fahrrad-Liebe eine Geschichte. So auch bei Melissa. Als sie ihr Studium beginnt, bringt sie neben jeglichem Krempel auch ihr altes Holland-Rad mit in die Stadt. Es hat zwar schon so einige Jahre auf den Rädern, doch um zur Uni zu fahren oder mal zum Einkauf, eignet es sich noch hervorragend. Nach einem knappen Semester passiert jedoch das Unglück. Mit vollgepackten Tüten steht Melissa vor ihrem Fahrrad und als sie ihr Schloss öffnen will (das oftmals streikt), bricht der Schlüssel. Die Studentin traut ihren Augen nicht. Und jetzt? Einen Ersatzschlüssel besitzt sie nicht, außerdem steckt der alte Schlüssel viel zu tief drin. Melissa bleibt nichts anderes übrig, als mit der Bahn nach Hause zu fahren. In der nächsten Woche will sie eh ihren Vater besuchen, der im Keller mit ordentlichem Werkzeug ausgestattet ist. Eine starke Zange, ein bisschen Druck – das wird sicherlich schon klappen.

Melissa wird aber unerwartet krank und findet erst drei

Wochen nach dem Vorfall Zeit, sich um ihr vernachlässigtes Rad zu kümmern. Zuerst empfindet die Studentin eine große Erleichterung, als sie ihr Rad am Zaun noch stehen sieht. Doch dann folgt der Frust: einen Platten und ein gestohlenen Licht. So ein Mist. Auch der Versuch das Schloss aufzubrechen, scheitert. Melissa gibt unzufrieden auf. Es vergehen Tage, Wochen und letztlich sogar zwei Monate. Mittlerweile hat Melissa von ihrer Mitbewohnerin ein „Ersatzfahrrad“ bekommen. Es ist nicht so, als wolle die Studentin ihr eigenes Rad nicht wiederhaben, doch es mangelt an Zeit und vor allem an Lust. Immer wenn die junge Frau zum einkaufen fährt, erblickt sie ihr Fahrrad einsam am Zaun stehen. Es sieht mittlerweile ziemlich mitgenommen aus, an einigen Stellen blitzt im Licht der sich ausbreitende Rost und der Lenker ist nass vom Regen aus der letzten Nacht. Und irgendwie tut das Fahrrad ihr leid, es ist ja immerhin noch ihr gutes, altes Fahrrad. Oft belügt sich die Studentin selber, sich und ihr Fahrrad, indem sie denkt: Nächstes Wochenende hole ich dich ab. Versprochen!

Auf einmal weg

Als Melissa dann nach der Uni eines Tages spontan noch schnell zum Discounter geht, trifft sie der Schlag. Es ist weg. Ihr Fahrrad ist weg. Sie kann es kaum glauben. Ihr Fahrrad wurde geklaut! Plötzlich überkommt sie das schlechte Gewissen. Wieso hat sie ihr Rad auch solange da stehen lassen? Was soll sie nun tun? Zur Polizei gehen? Nein, da kommt sie sich auch blöd vor. Denn wenn ihr Fahrrad reden könnte, würde es der Polizei



Friedhof der Fahrräder (Bild: Laura Diaz)

sicherlich erzählen, was für ein schlechtes Herrchen Melissa ist. Womöglich gäbe es eine Anzeige wegen Vernachlässigung oder gar wegen Totschlags? Melissa vertreibt die Hirngespinnste aus ihrem Kopf. Doch die Neugier, was wohl mit ihrem Fahrrad passiert ist, motiviert sie Detektivin zu spielen.

Auf der Internetseite der Stadt Düsseldorf findet Melissa dann eine Antwort, dort heißt es nämlich mehr oder weniger wortwörtlich: „Fahrräder sowie Fahrradteile, die nicht mehr fahrtüchtig oder beschädigt sind, werden in gemeinsamer Aktionen des Ordnungs- und Servicedienstes sowie des Amtes für Verkehrsmanagement im gesamten Stadtgebiet eingesammelt. In diesen regelmäßigen Aktionen fährt ein Team durch die Stadt und überprüft Räder, die von den Mitarbeitern sowie aufmerksamen Bürgern an den OSD unter der Telefonnummer 89-9 40 00 gemeldet wurden.“

Das Ordnungsamt hat es mitgenommen

Aha. Melissas Fahrrad wurde also mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit eingesammelt. Ein kleiner Stein fällt ihr vom Herzen. Ihre größte Sorge war bislang, dass ihr Rad ge-

klaut wurde um es dann brutal in Einzelteile zu zerstückeln. Noch bestehen also Chancen, an das gute Teil wieder ranzukommen. Eigentlich ist sie froh, dass es so einen Service gibt. Endlich hat jemand ihr Fahrrad, das eh nicht mehr fahren kann, aus dem elendigen Zustand befreit. War es eigentlich überhaupt noch ihr Fahrrad? Denn auf der Internetseite heißt es eindeutig: herrenlose Fahrräder. Vielleicht hatte ein Nachbar den Hinweis gegeben, dass das Rad schon seit Monaten am gleichen Platz stand. Aufgebracht liest Melissa weiter: „Sollte dennoch mal ein Fahrrad versehentlich mitgenommen worden sein, besteht die Möglichkeit, sich beim Fundbüro des Ordnungsamtes zu melden. Dort werden alle eingesammelten Fahrräder und Fahrradteile zunächst für vier Wochen aufbewahrt. Erst danach werden die unbrauchbaren und schrottreifen Räder entsorgt, während die noch fahrtüchtigen Exemplare auf die nächste Versteigerung warten.“ Es ist für Melissa ein beruhigendes Gefühl zu wissen, dass sie und ihr Fahrrad wieder zusammen kommen könnten. Eine Frage bleibt jedoch: Ob ihr Fahrrad nach all den Strapazen auch zurück zu ihr will? *Laura Diaz*

Universitäres

Blind Flatmate

In Studentenwohnheimen werden die Kombinationen der WGs wild zusammengewürfelt. Man wohnt mit komplett Fremden zusammen. Wie gut das funktioniert? Ein Besuch in der Otto-Hahn-Straße



Individueller als in anderen Wohnheiten (Bilder: Laura Diaz)

Mit jemandem zusammenzuziehen, den man gut kennt, ist immer eine Herausforderung. Mit jemandem das Bad und den Alltag zu teilen, den man gar nicht kennt und noch nie zuvor gesehen hat, scheint ein ganz anderes Abenteuer zu sein. Oder ein Risiko – je nachdem. Zwischen perfekten Wohngemeinschaften und unglücklichen Katastrophen liegen irgendwo die WGs in den

Wohnheimen. Ein Besuch in der Otto-Hahn-Straße.

Die weißen Fassaden der großen Wohnklötze werden gerade erneuert. Ein gepflegter Eindruck entsteht hier, mal abgesehen von den vielen Fahrrädern die sich chaotisch aneinander reihen. Der Wohnheimkomplex teilt sich grob in zwei Blöcke auf. Es geht nach rechts und nach links. Im rechten, Haus Nummer 114, wohnen Astrid



Astrid und Houda wohnen zusammen - und verstehen sich gut

und Houda. Hinter einer weißen, unscheinbaren Haustür befindet sich die Wohnung der jungen Studentinnen. Astrid, die in den letzten Zügen ihres Medizinstudiums steckt, öffnet überrascht die Tür. Mit spontanem Besuch hatte sie nicht gerechnet. Man ist hier aber flexibel. Durch den kleinen Eingangsbereich geht es direkt in die Wohnküche, wo es sich BWL-Studentin Houda gemütlich gemacht hat. Die sonst eher steril eingerichteten Räume in den Wohnheimen haben die beiden bunt dekoriert: Lichterketten, eingerahmte Bilder und ein Sofa. Die mustern den Blicken kontert Astrid geschickt: „Ja, wir fühlen uns hier auch ganz wohl. Es ist hübsch geworden.“ In der Tat. Die angehende Ärztin wohnt nun seit knapp fünf Jahren in der Otto-Hahn-Straße. Per Zufall wurde sie auf die Wohnung aufmerksam und was einst als Notfallzimmer konzipiert war, entwickelte sich zur dauerhaften Bleibe. Wie in den meisten Fällen, wurde auch Astrid ihren Mitbewohnerinnen blind zugeteilt. In diesem Fall: ein Glücksgriff. Houda, die gelassen auf dem Stuhl sitzt, wohnt erst seit kurzem in der Wohnung. Im Februar zog sie ein. Obwohl ihr Astrid vorher nicht bekannt war, verstehen sich die beiden blendend. „Bislang hat alles gut geklappt, es gab eigentlich nie Probleme“, berichtet Houda. Es stand ihr frei, in welche Wohnung sie zieht. „Ich wollte gerne in einer Wohngemeinschaft leben. Außerdem hatte ich mir die Einzel-Appartements angeschaut und die fand ich persönlich zu klein.“ Wichtig

war der BWL-Studentin nur, nah an der Uni zu sein. In wenigen Minuten ist sie an der Bibliothek oder in den Fakultäten. Nur kurz über den kleinen Bach und am Botanischen Garten vorbei.

Dass die Atmosphäre auch anders hätte ausfallen können, wissen Houda und Astrid. Selbst dem kleinsten Streitpunkt gehen die Mitbewohnerinnen aus dem Weg. „Anfangs hat jeder nach Lust und Laune geputzt. Jetzt gibt es einen festen Putzplan, der wöchentlich routiert“, erklärt Astrid. Das Zusammenleben funktioniert - auch ohne großes WG-Casting. „Es ist schön, dass wir alle studieren und uns abends mal gemeinsam über Uni-sorgen unterhalten können“, fügt Houda hinzu. Sicherlich ein Vorteil der Wohnheime, denn ohne Studentenstatus gibt es auch keinen Wohnungsschlüssel.

Eine Etage weiter oben befindet sich die gute Stube von Tina. Sie studiert Kommunikationsdesign an der Fachhochschule und wohnt seit 2007 im Wohnheim. Der erste Blick, wenn man die Wohnung betritt, fällt auf das große Gemälde an der Wand. Viele bunte Comicfiguren reihen sich aneinander und geben der Küche einen hippen Style. „Das habe ich gemalt“, sagt Tina. „Leider sind ein paar Fehler drin“, ergänzt sie. Für den Laien auf Anhieb nicht zu erkennen. Die Studentin wohnt hier im Haus 114 mit zwei weiteren jungen Frauen zusammen. „Eigentlich hätte ich gern mal einen Mann im Haus gehabt“, meinte Tina schmunzelnd.

Mit ihren Mitbewohnerinnen ist Tina im Grunde aber ganz zufrieden, man verstehe sich gut. Zumindest im Vergleich zu ihren vorherigen Mitbewohnern. „Mit den anderen Mädels, die hier vorher wohnten, habe ich wenig geredet. Es war echt eine Zweck-WG“, betont die Berlinerin. Und es habe manchmal Probleme mit der Sauberkeit gegeben. Die Gründe, wieso Tina ins Wohnheim gezogen ist, weiß sie auch noch genau: „Ich hatte echt schlechte Erfahrungen mit meinem vorherigen Vermieter. Deswegen wollte ich gerne zum Studentenwerk wechseln, denn die ziehen einen nicht so ab.“

Glück hatte Achim aus dem Haus gegenüber. Er konnte mit einer guten Bekannten zusammenziehen und wurde nicht einfach zugeteilt. Manchmal ist das möglich. Der Medizinstudent, der anfangs in einem Einzelappartement in der Universitätsstraße wohnte, musste vor einem Jahr sein altes Heim wegen Renovierungsarbeiten verlassen. „Eine Freundin erzählte mir dann, dass ihr Mitbewohner ausgezogen war.“ Das habe perfekt gepasst. Mitten im Gespräch taucht auch Achims Mitbewohnerin auf, die ist aber gerade auf dem Sprung. Die Stimmung in der WG scheint locker zu sein, wobei hier sicherlich der klare Bonuspunkt ist, dass sich beide bereits vor dem Einzug kannten. Achim berichtet: „Der Vorteil in einer WG zu leben, ist sicherlich, dass immer viel kommuniziert wird.“ Es sei immer jemand da, mit dem man sich austauschen könne. Als Dreier-WG müsse man sich gut arrangieren. „Mehr Leute auch mehr Dreck“, erklärt er. Achim wollte nach seinem Auszug im Elternhaus gerne erstmal alleine wohnen.

Doch nach anderthalb Jahren eigener Bude zog es ihn dann ins WG-Leben. Was ihn am Studentenwohnheim stört, ist die Anonymität innerhalb der Gebäude. „Viele kennen sich hier untereinander gar nicht. Ich grüße immer nett die Nachbarn und ich glaube, deswegen wissen sie nun halbwegs, wer der große, blonde Typ ist.“ Achim lacht. Seiner Ansicht nach darf Anonymität aber nicht mit fehlender Gemeinschaft verwechselt werden. Er zählt Beispiele auf, in der die Nachbarn der Otto-Hahn-Straße wirklich aufeinander zählen konnten. „Einmal, da haben wir ständig eine Tür quietschen hören. Und unsere WG wollte unbedingt wissen, ob das auch die anderen Bewohner stört. Als wir dann die Nachbarn darauf angesprochen haben, waren alle total offen und kooperativ.“ Als die Waschmaschinen im Haus einmal defekt waren, da gab es eine von Studenten initiierte Spendenaktion.

Ob das Zusammenleben in einer WG, die man sich vorher in den meisten Fällen nicht ausgesucht hat,



nun funktioniert, ist eine Glücksfrage. Mal kann es gut gehen, mal aber auch nicht. Es ist ein bisschen so wie bei einem Blind Date, man lässt sich auf einen anderen Menschen ein, ohne zu wissen,

was folgt. Der Unterschied zum Blind Date ist jedoch, dass man den Fremden nicht spontan wieder verlassen kann, denn ein Mietvertrag ist bindend.

Laura Diaz





Streetview für den Campus

Ein virtueller Rundgang auf der Uni-Homepage verzichtet auf Datenschutz

Kaum etwas ist zur Zeit so stark umstritten, wie das Internet. Für die einen bedeutet es schlicht Freiheit. Jeder kann endlich tun und lassen was er möchte. Anderen graut es genau vor dieser Tatsache. Die Unkontrollierbarkeit des Internets macht ihnen Angst. Ein Name, der in dieser Debatte häufig genannt wird, ist Google. Mit seinen Internet-Dienstleistungen ist der Konzern zu einem Monopol aufgestiegen. Besonders der virtuelle Rundgang „Google Street View“ löst Debatten in Deutschland aus. Trotzdem hat sich die Philosophische Fakultät zu einem eigenen Projekt inspirieren lassen.

Der Konzern hat aktuell über 60 Sitze weltweit. Neben der bekannten Suchmaschine, die 1996 ihren Weg ins World Wide Web fand, bietet er seit dem 1. April 2004 auch Email-Accounts an. Diese Dienstleistungen kann jeder Nutzer freiwillig in Anspruch nehmen. Doch der Erfindergeist von Google war noch nicht am Ende.

Seit dem 8. Februar 2005 können Internetnutzer dank Google Maps ihre Ziele ohne

Irrwege erreichen. Im April 2006 ging ein deutscher Webdienst in Betrieb, der mittlerweile vom größten Teil Deutschlands Satellitenbilder angefertigt hat. Die Detaildichte unterscheidet sich allerdings von Region zu Region stark. Mal sind nur Häuserblocks zu sehen, mal sogar Menschen erkennbar. Doch dieses reine Kartenangebot war offenbar noch nicht genug. Mit Google Earth, das noch im gleichen Jahr entstand, kann man sich die ganze Welt in dreidimensionaler Ansicht anschauen. Beide Programme werden von vielen Studierenden als GPS-Ersatz genutzt, weil sie kostenlos und einfach zu handeln sind. Google wollte es den Menschen aber scheinbar noch leichter machen sich zu orientieren. Schon 2007 schickte der Konzern seine Foto-Autos los. Google Maps sollte um das Programm Street View erweitert werden. Zunächst fotografierten die Autos nur in US-Großstädten, doch 2008 kamen sie auch nach Deutschland. Stadt für Stadt wurde ins Internet übertragen. Verbraucherschutz-

ministerin Ilse Aigner (CSU) hatte dem Konzern daraufhin wiederholt vorgeworfen, mit Street View die Privatsphäre zu verletzen. Um sich dagegen zu wehren, haben bisher rund 244.000 Bürger einen Antrag zur Unkenntlichmachung ihrer Grundstücke über <https://streetview-deutschland.appspot.com/submission> gestellt. Vor einem Überwachungsstaat müssen sich die Deutschen aber nicht fürchten. Jeder Straßenzug wird nur ein einziges Mal fotografiert, sodass es sich mehr um einen Schnappschuss, als um ein Überwachungsvideo handelt.

Die Philosophische Fakultät ließ sich von Google Street View zu einem eigenen Projekt inspirieren. Sie bietet unter <http://rundgang.phil-fak.uni-duesseldorf.de/> einen virtuellen Rundgang über den Campus der HHU. Zahlreiche Kameras, die an allen wichtigen Orten zu finden sind, verschaffen dem Nutzer einen noch detaillierteren Überblick. Tahar Guellil, Datenschutzkoordinator und Inhaber der technischen Leitung, erklärt die dahintersteckende

Idee: „Die Seite soll Besuchern und Studienanfängern, aber auch Lieferanten, helfen sich ein Bild vom Campus zu machen. Dadurch können sie ihre Wege besser und schneller finden. Karten sind nicht mehr notwendig.“

Einige Kamerabilder sind so scharf, dass sogar Auto-kennzeichen oder einzelne Personen zu erkennen sind. Viele Studierende halten das für problematisch. Zu Unrecht, wie Guellil erläutert: „Die Universität ist ein öffentlicher Raum, an dem jeder Bilder machen darf. Es geht bei dem virtuellen Rundgang nicht um die Personen, die auch alle nur schwer identifizierbar sind, sondern um die Orte. Das heißt, die Personen sind alle nur zufällig mit aufgenommen worden. Ihr Datenschutz wird dabei nicht tangiert.“ Sollten von den betroffenen Studierenden einige trotzdem nicht damit einverstanden sein, können sie sich jederzeit problemlos entfernen lassen.

Die HHU ist eine der ersten Universitäten, die ein solches Programm anbieten.

Selina Marx

Virtueller Campusrundgang Ein Kommentar von Jan Peifer

Schnell eine Stadtrundfahrt durch Paris machen und dann eine Runde um das Brandenburger Tor drehen, alles vom heimischen

Schreibtisch aus. Keine Zukunftsmusik mehr, sondern durch Googles Bilderdienst „Street View“ seit Kurzem Realität. Nutzer können

Menschen, Gebäude, Straßenzüge, Sehenswürdigkeiten und Geschäfte auskundschaften und sich ein Bild vom nächsten Urlaubsort machen.

Zu Sehen gibt es all das, was jeder auch in der Realität beobachten kann. Es findet im öffentlich zugänglichen Raum statt und bildet nur



ab, was sowieso für jeden ersichtlich ist. Dennoch ist es richtig, dass Google es Menschen ermöglicht sich, ihre Häuser oder Autos unkenntlich zu machen und so dem Voyeurismus mancher User zu entgehen. Dieses Vorgehen von Google wurde aber erst durch den Protest der Menschen ermöglicht, die trotz des öffentlichen Charakters der Aufnahmen nicht auf den Fotos zu sehen sein wollten.

Wenn jetzt die Frage nach dem Bezug zur Uni Düsseldorf aufkommt, dann ist das berechtigt. Zur Aufklärung: An der Heinrich-Heine-Universität gab es ähnliche

Aufnahmen, die im August zu einem virtuellen Campusrundgang zusammengefügt wurden, der den Aufnahmen von Google zum verwechseln ähnlich sieht. An sich keine schlechte Idee und eine zu begrüßende Neuerung vor allem für Erstsemester oder neue Dozenten, die nicht aus der Gegend kommen und noch keine Möglichkeit hatten ihre zukünftige Wirkungsstätte vor Ort zu begutachten. Leider hat das Rektorat versäumt die Studentinnen und Studenten über die Einführung dieses neuen Dienstes zu informieren und somit Widerspruch wie bei Google Street View

unmöglich gemacht. Datenschutztechnisch und rechtlich gesehen mag es vielleicht keinen Grund geben sich darüber aufzuregen, eben da der Campus auch ein öffentlicher Ort ist. Aber die Entscheidungsträger hätten weiter denken müssen. Man wäre im Mindesten dazu verpflichtet gewesen, die Studierenden durch Emails zu informieren, um den Menschen, die nicht Teil des Rundgangs sein wollen, die Möglichkeit zu geben sich unkenntlich machen zu lassen. Nichts der Art ist geschehen. Damit wurde die wiedermal die Chance auf einen Dialog vertan und stattdessen Fakten

geschaffen. Vielleicht wiegt diese Entscheidung nicht so schwer, bringt sie doch eine positive Neuerung. Sie zeigt allerdings welches Demokratieverständnis Rektor Piper und das Rektorat haben. Entscheidungen werden in abgeschlossenen Räumen gefällt, Informationen erst erteilt, wenn eh nichts mehr zu ändern ist.

So ist das Uni Street View nicht mehr als nur eine kleine Randnotiz, die momentan noch versteckt auf der Universitätshomepage ihr Dasein fristet, sich jedoch nahtlos in den Politikstil der Universitätsleitung einfügt.

„Leistung muss sich lohnen“

Im Gespräch mit Tobias Siewert, AStA-Vorstandsmitglied und Vorsitzender des Ring Christlich-Demokratischer Studenten

Am 15.07.2010 wählte das Studierendenparlament eine ungewöhnliche AStA-Koalition aus Fachschaftenliste, RCDS (Ring Christlich-Demokratischer Studenten), campus:grün, der LHG (Liberaler Hochschulgruppe) und den dafür eigens gegründeten Unabhängigen Demokratischen Studierenden-Liste (UDSL).

Jusos und Internationale Liste, in der letzten Legislatur noch in der Verantwortung, sitzen deshalb genauso wie die LiSt (Libertäre Studierende) in der Opposition.

Welche Ziele verfolgen die hochschulpolitischen Listen und welche der Wahlversprechen können umgesetzt

werden? Wie definieren jede einzelne Liste ihre neuen, bzw. alten Positionen? Was will man verändern, verbessern oder verhindern?

CD: Der Ring Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS) koalitiert im AStA mit der Fachschaftenliste, den Grünen, der Liberalen Hochschulgruppe und der Unabhängigen Demokratische Studierenden Liste. Wieso habt ihr euch für diese Koalition entschieden?

Siewert: Der RCDS hat sich für diese Koalition entschieden, weil wir in den Koalitionsverhandlungen gesehen haben, dass wir sowohl un-

sere Themen durchbringen können, als auch mit den Themen der anderen gut leben können und konform gehen.

CD: Was sind das für Themen?

Siewert: Wir wollen einen Service-orientierten AStA, wir wollen Dienstleistungen anbieten und wir wollen, dass die Studierenden gerne in den AStA kommen und hier Hilfe empfangen für ihr Studium, aber auch für ihr Leben drumherum. Das heißt, der AStA soll für die Leute da sein, er soll bekannter gemacht werden und es soll darüber informiert werden, was der AStA alles

macht. Darüber hinaus gibt es noch weitere Themen, wie zum Beispiel die Einführung oder Weiterverarbeitung der all-in-one-Unicard oder das Thema mehr Sicherheit auf dem Campus.

CD: Ist es bei so vielen Listen denn noch möglich diese Ziele durchzusetzen?

Siewert: Absolut. Wir haben uns damals im Koalitionsvertrag darauf geeinigt. Wir haben uns alle zusammengesetzt und die verschiedenen Themen besprochen und uns schließlich darauf geeinigt, dass wir diese Themen so gemeinsam umsetzen wollen.

CD: Funktioniert das jetzt in der Realität auch? Wie läuft



Tobias Siewert, Stellvertretender AStA-Vorsitzender und Vorsitzender des RCDS. Er studiert im dritten Semester den MA Sozialwissenschaften (Bild: Privat)

die Zusammenarbeit überhaupt?

Siewert: Die Zusammenarbeit läuft gut. Ich verstehe mich mit allen Vorstandsmitgliedern persönlich sehr gut und inhaltlich diskutieren wir und können uns hinterher auf einen Standpunkt einigen, den wir dann gemeinsam nach außen vertreten.

CD: Du sagtest, ihr seid ein Service-AStA. Seid ihr dadurch kein politischer AStA mehr?

Siewert: Wir sind auch ein Service-AStA. Das ist eine wichtige Aufgabe, aber das heißt nicht, dass wir nicht politisch sind. Was man auch an zahlreichen Radio-, Fernsehen-, und Zeitungsinterviews sehen kann.

CD: Der AStA besteht aus fünf Mitgliedern, weshalb gerne der Vorwurf gemacht wird, er würde ineffizient arbeiten. Was sagst du dazu?

Siewert: Wir arbeiten effizient, sonst würde ich etwas daran ändern.

CD: Wie hat der Wechsel von der Oppositionsliste zur Koalitionsliste geklappt?

Siewert: Natürlich muss man sich erst mal einarbeiten. Das ist klar, das muss jeder. Aber gerade weil ich mich mit den anderen Vorstands-

mitgliedern gut verstehe und die Bindung zum RCDS gut funktioniert, können wir uns als RCDS intern gut aufstellen, besprechen wie welches Thema angegangen werden soll und das dann im Vorstand auch umsetzen.

CD: Hat sich durch die Mitgliedschaft im AStA auch intern was geändert?

Siewert: Es ist natürlich interessant zu sehen, wie sich verschiedene Mitglieder anders und besser einbringen, weil sie nun sehen, dass die Möglichkeit zur Umsetzung besteht. Insofern haben wir im RCDS einen regen Diskurs und diskutieren über die verschiedensten Themen, wie zum Beispiel was der AStA tun kann und tun sollte.

CD: Wie ist das Verhältnis zur Mutterpartei CDU?

Siewert: Wir sind ein, wie bekannt ist, unabhängiger Studentenverband. CDU-nah, was aber nicht heißt, dass wir grundsätzlich CDU-Hochschulpolitikpositionen vertreten. Es gibt natürlich gleiche Prinzipien, wie zum Beispiel, dass wir auf eine hohe Leistungsbereitschaft setzen. Thema: Leistung muss sich lohnen. Oder das wir pragmatisch sein wollen und sind und nicht versuchen irgendwelche Ideologie

zu vertreten oder durchzudrücken. Oder anderen Leuten zu oktroyieren.

CD: Muss man CDU- oder JU-Mitglied sein, um bei euch mitmachen zu können?

Siewert: Absolut nicht. Wir stehen jedem offen, der sich zur freiheitlichen-demokratischen Grundordnung bekennt und inhaltlich nicht vollkommen andere Positionen vertritt, weil das dann letztendlich in der Praxis sehr schwierig wird. Aber grundsätzlich ist unser Stammtisch für jeden offen und ich setze mich mit jedem potenziellen Mitglied zusammen und erkläre ihm was der RCDS tut und was er für Ziele hat.

CD: Habt ihr ein Problem mit Frauen? In euren Führungskadern sind nämlich keine.

Siewert: Im Vorstand der RCDS Düsseldorf sind 50% Frauen.

CD: Und wieso nicht in den politischen Ämtern? Gibt es bei euch keine Quote?

Siewert: Nein, bei uns gibt es aus folgendem Grund keine Quote: Frauen im RCDS wollen keine Quotenfrauen sein. Weil wir als RCDS nämlich Gleichberechtigung für selbstverständlich erachten. Dafür brauchen wir keine Quoten. Deshalb habe ich zum Beispiel auch eine Stellvertreterin und einen Stellvertreter im Amt des RCDS-Vorsitzenden. Für mich ist es Grundlage jeden Denkens, dass Männer und Frauen gleichberechtigt sind. Wir haben diese Diskussion im RCDS oft genug gehabt, aber die Frauen wollen nicht in Ämter, weil es eine Quote gibt, sondern weil sie qualifiziert sind. Und das passiert auch.

CD: Wie steht ihr zum Bildungsstreik?

Siewert: Haben wir immer abgelehnt, weil wir das Bil-

dingsangebot, das uns gegeben wird, nicht bestreiten. Aber wir setzen uns konstruktiv mit den Vertretern der Universität und der Politik auseinander, um Verbesserungen herbeizuführen, statt randalierend durch die Straßen zu laufen. Zumal beim Bildungsstreik sicherlich noch ganz andere Themen eine Rolle gespielt haben, als Hochschulpolitik. Es war ein Gemengelage von verschiedensten Gruppen, die meinten dort demonstrieren zu müssen. Und vor allem fand ich unheimlich negativ, dass sich Parteien sehr stark engagiert haben, sodass es kein Bildungsstreik mehr war, sondern parteipolitisches Demonstrieren.

CD: Wie steht ihr zu Studiengebühren?

Siewert: Der RCDS hält Studienbeiträge grundsätzlich für sinnvoll. Wobei man aber stark darüber diskutieren muss, ob es so eine starre Regelung geben muss, wie es sie in NRW gab. Da verweise ich immer auf das Hamburger Modell, wo man von Semester zu Semester entscheiden kann, ob man jetzt zahlen will oder nicht. Es gibt sicherlich flexiblere Möglichkeiten, zum Beispiel, dass man weniger als 500 Euro erhebt. In der aktuellen Situation ist uns vor allem wichtig, dass die Studienqualität nicht sinkt durch die Kompensationsmittel. Es muss auf dem gleichen Level bleiben, beziehungsweise das Ziel muss sein, die Studienqualität zu steigern. Und da frage ich mich, wie das angesichts von Rekordverschuldungen im NRW-Haushalt, wie das angesichts der Schuldenbremse in ein paar Jahren möglich sein soll, wenn die Landesregierung 250 Millionen Euro jährlich mehr ausgibt.

CD: Wie steht ihr zu der VRR-Ticket-Debatte?

Siewert: Das ist natürlich ein heikles Thema. Wir haben unser Bestes versucht, uns rechtlich abzusichern und das Thema so gut wie möglich zu bearbeiten. Es gab letztendlich keine andere Möglichkeit, als es so zu machen, wie wir

es beantragt haben. Das finden wir nicht toll. Wir können uns auch was anderes vorstellen, aber letztendlich ist es ganz einfach so, dass die Studierenden zwei Semester lang nicht das gezahlt haben, was sie hätten zahlen sollen. Des-

wegen muss das Geld leider zurückgeholt werden, auch wenn ich diese Steigerung gerne vermieden hätte. Aber ich bin froh, dass alle im Studierendenparlament diesem Vorschlag zugestimmt haben. Das hat mich sehr gefreut.

Dass man sich weniger mit uns auseinandergesetzt und stattdessen offene Briefe mit falschem Inhalt geschrieben hat, ist zu verurteilen.

*Das Interview führte
Selina Marx*

Gezüchtete, gequälte und getötete Tiere an der HHU

1000 Studierende haben gegen Tierversuche an der HHU unterschrieben. Der Rektor will die Listen allerdings nicht entgegen nehmen. In der letzten Woche hat die Initiative „Veganer Fortschritt“ die Listen symbolträchtig am Rektoratsgebäude plakatiert. Campus Delicti hat sich mit Jens Pranatis, Mitorganisator der Proteste, unterhalten.

Welche Institute sind an den Versuchen beteiligt und wie werden diese durchgeführt?

Die meisten Versuche finden in der Tierversuchsanlage in Gebäude 22.22 – auf dem Weg von der ULB zur Mensa gelegen – statt. Hier werden laut einer Ausschreibung der Tierversuchsanlage, zur Besetzung einer Praktikantenstelle, von Mäusen über Hunde bis hin zu Affen systematisch Tiere gezüchtet, gequält und getötet. Im „Praktikum: Einführung in die Zoologie“ findet so genannter Tierverbrauch statt. Jedes Sommersemester werden aufs Neue nichtmenschliche Tiere seziert. Diese werden eigens dafür gezüchtet, getötet und präpariert. Zudem gibt es in diversen Instituten (z.B. Institut für medizinische Mikrobiologie oder Institut für Experimentelle Psychologie) immer wieder Diplomarbeiten, in denen nichtmenschliche Tiere bzw. deren Leichenteile zu Forschungszwecken missbraucht werden.

Welchen Zweck hat das Arbeiten in 22.22?

Die Frage lässt sich so einfach nicht beantworten, da die Verantwortlichen ihre Arbeit nicht öffentlich wahrgenommen haben wollen – deshalb gibt es auch keine Schilder, die auf die Tierversuchsanlage hinweisen, deshalb werden die nicht vor Ort gezüchteten Tiere über unterirdische Gänge angeliefert. Lediglich über Fachzeitschriften lassen sich Informationen über die Vorgänge im Inneren der Tierversuchsanlage zusammentragen.

Dabei stößt mensch auf Versuchsbeschreibungen in denen Beagles Löcher in den Unterkiefer gebohrt werden, Kaninchen Chemikalien in die Augen gespritzt werden oder Schweinen der Brustkorb aufgeschnitten, um bei ihnen mittels einer Schlinge ums Herz einen künstlichen Herzinfarkt auszulösen. Zu guter Letzt bezweifeln die Experimentatoren dann noch die Übertragbarkeit ihrer Versuche auf den Menschen. Ökonomisch gesehen macht diese Vorgehensweise jedoch Sinn: Je mehr Veröffentlichungen in Fachzeitschriften, desto mehr Forschungsgelder und Drittmittel fließen. Über ein Jahr lang habt ihr Unterschriften gesammelt

Wie ist die Meinung der Studierendenschaft bzgl. der Versuche?

Bei unserer ersten Aktion auf dem Campus im Juni 2009 versuchten wir als Tiertransporteure verkleidet auf das Thema aufmerksam zu ma-

chen. Die Reaktionen der Studierenden waren zumeist von Ungläubigkeit und Entsetzen geprägt. Dies sind auch heute noch häufig Reaktionen, wobei bedingt durch unsere Öffentlichkeitsarbeit immer mehr Studierende über das Thema informiert sind, uns in unserer Arbeit bestärken oder ihre Unterstützung anbieten.

Vor einer Woche habt ihr die Unterschriften am Gebäude des Rektorats plakatiert. Gab es inzwischen Reaktionen von Seiten der Uni-Leitung?

Der Rektor hält es weiterhin nicht für nötig direkt mit uns zu kommunizieren. Stattdessen versucht er über seine Kommunikationsabteilung das Gerücht zu verbreiten, dass wir gar keine 1.000 Unterschriften gesammelt haben. „Die Uni [...] bezweifelt nach Aussage eines Sprechers jedoch, dass es sich um 1000 gesammelte Unterschriften handelt.“ (Rheinische Post vom 5. November 2010) Wir laden Rektor Piper hiermit weiterhin dazu ein – im Beisein der Öffentlichkeit, die hier anstatt mit Fakten mit

Gerüchten hingehalten wird – die Unterschriftenlisten von uns persönlich ausgehändigt zu bekommen. Wir legen die Unterschriften im Laufe der kommenden Woche auch gerne der Campus Delicti zur Prüfung vor.

Was plant ihr für die Zukunft? Aufgeben wollt ihr doch sicherlich nicht...

Auch in den kommenden Wochen und Semestern werden wir uns mit den Opfern der grausamen und sinnlosen Versuche solidarisch zeigen, die Thematik in die Öffentlichkeit tragen. Konkret bedeutet dies für die nächsten Wochen immer wieder kreative Aktionen auf dem Campus und in der Innenstadt. Ende des Semesters wird es wahrscheinlich erneut eine Demonstration geben. Wir wollen auch alle ermutigen, die uns in den letzten Wochen gefragt haben, was sie konkret machen können: Schreibt E-Mails an Rektor Piper und Dr. Sager, den Leiter der Tierversuchsanlage, berichtet Kommilitonen über die Vorgänge auf eurem Campus. *Timo Steppat*



Phil.-Fak. mit Unterschriften zu plakatiert (Bild: Veganer Fortschritt)



Umgeschaut. Das war's.

In Düsseldorf

War es ein Anschlag? Eine Nachwirkung der Finanzkrise? Die Versicherungsgruppe ERGO kam am Freitagmorgen mächtig ins Wanken. Der Grund: Im Untergeschoss des Neubaus an der Fischerstraße gerieten dort gelagerte Lacke und Farben in Brand. 20 Bauarbeiter kamen mit einer schweren Rauchvergiftung ins Krankenhaus. Die Fischerstraße blieb bis zum Nachmittag gesperrt.

Nicht gesperrt, dafür aber weggesperrt wird bald auch der „Starbucks-Räuber“. Ein ehemaliger Angestellter der Kette hatte die Filiale überfallen, mit Hilfe von „Aktenzeichen XY ungelöst“ konnte der Täter gefasst werden. Was für eine tragische Gestalt, da fängt die Arbeiterschicht nun doch an gegen den Kapitalismus zu protestieren und wird gleich von den vom Kapitalismus instrumentalisierten Medien überführt.

In Deutschland

Der eine Kapitalismus-Gegner ist gefasst, doch das heißt nicht, dass den Geldjongleuren das Leben leicht gemacht wird. Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble zum Beispiel wird gleich vom eigenen Personal boykottiert! Wie durch den in Schäubles Augen wahrlich unqualifizierten Pressesprecher Michael Offert. Eigentlich wollte der CDU-Politiker sein glänzendes Steuerplus anpreisen – aber der Herr Offert hatte die Zahlen noch nicht verteilt. Wütend rollte Schäuble aus dem Raum hinaus. „Reden sie nicht, Herr Offert“, stütze der Minister seinen Pressesprecher zu Recht. Das Video wurde in kürzester Zeit zum Youtube-Hit. Bild, ZDF und auch focus.de – Wer da war, hat das Video auch hochgeladen.

Ist ja auch viel witziger, sich ausrasende Politiker anzugucken als ausrasende Polizisten. Castor-Transport und so. Aber da waren ja auch welche anwesend, Grünen-Chefin Claudia Roth zum Beispiel. Und auch Cem Özdemir. Der gab den Demonstranten gleich einen Leitfaden für das richtige politische Handeln mit. „Der wichtige nächste Schritt wäre, dass Politik sich für neue Partizipationsformen öffnet, die die Mehrheit mitnehmen“, schrieb Özdemir in einem Beitrag für das „Hamburger Abendblatt“. Aha, den Grünen beitreten also. So, so. Fällt mir doch gleich noch ein anderes Zitat von einem Parteimitglied ein, Jürgen Trittin. „Gegen diese Transporte sollten Grüne in keiner Form sitzend, stehend, singend, tanzend demonstrieren“, verkündete der heutige Fraktionschef in seiner Amtszeit als Bundesumweltminister. Ob der Trittin jetzt genauso ausrastet wie der Schäuble? Ob Claudia jetzt auch nicht mehr sprechen darf? Die hat sich ja schließlich einfach dahin gesetzt. Obwohl der Onkel Trittin doch Nein gesagt hat, damals.

Na hoffentlich hat Norbert Röttgen seine Schäfchen besser im Griff. Der heutige Bundesumweltminister führt jetzt auch die NRW-CDU an. Beim Landesparteitag erhielt Röttgen immerhin 92,5 Prozent der Stimmen. Da sollte man doch glauben, dass die dann auch auf den hören. Aber bei Castor-Transporten herrschte bei den Christdemokraten ja noch nie Uneinigkeit.

Also kein Thema, worum man sich kümmern muss, denkt sich wohl Bundesinnenminister Thomas de Maizière, ebenfalls CDU-Mann. Der hat auch Wichtigeres zu tun. Luftraumsicherung, zum Beispiel. Nach den versuchten Anschlägen in Deutschland und den USA setzte Mazière sich für eine strengere

Kontrolle der Luftfracht beim Treffen der EU-Innenminister ein.

In der Welt

Apropos USA, protestiert da eigentlich auch wer? Rastet da niemand aus? Nicht mal Obama, nach der Wahlschlappe? Der Präsident hatte seine Mehrheit im Kongress verloren, dort regieren nun die Republikaner. Doch Obama resigniert nur. „Yes, I could have“ statt „Yes, we can“. Er habe den Widerstand unterschätzt, er habe nicht genügend Überzeugungsarbeit hinsichtlich der Gesundheitsreform geleistet. Reue statt Mobilisierung.

Nun ja, es muss ja auch nicht jeder Protestieren. Es kann ja auch nicht jeder in einem Dagegen-Land leben. Sowas gibt's halt eher in Europa. Die Franzosen können das ganz gut, die Griechen auch, und Deutschland natürlich. Russland ist da auch schon wieder nicht so gut drin. Da geht's dann aber doch auch noch ein wenig härter zu, muss man zugeben. Pfefferspray und Schlagstöcke sind da auch schon wieder eher Kinderkram. Wieso von der Straße prügeln, wenn man auch gleich ins Koma prügeln kann?

Der russische Journalist Oleg Kaschin wurde von zwei unbekanntem Männern brutal zusammengeschlagen, Ärzte versetzten den Journalisten in ein künstliches Koma. Der 30-Jährige hatte vor allem über Staatsgegner und eine umstrittene Autobahn berichtet. Der Kreml reagierte bestürzt auf die Tat. Präsident Medwedew forderte eine sofortige Aufklärung der Tat. Unter Verdacht steht auch die Jugendorganisation von Putins Partei „einiges Russland“, die auf ihrer Internetseite massiv gegen den „Journalisten-Verräter“ hetzte.

Jacqueline Goebel

Kommentar: Die Volksunion. Auch nichts Neues.

Vereinigung statt Konkurrenz. Mit diesem Prinzip geht die rechtsextremistische Szene in Deutschland neue Wege. Aus zwei soll eins werden: Die NPD und die DVU wollen sich

zusammenschließen – zur NPD – die „Volksunion“.

Schon der Name verrät, es ist mehr ein Verschlucken als ein Vereinigen. Nicht dass die Mitgliederzahl gravierend

auseinander liegen. Die NPD zählte Ende 2009 circa 6800 Mitglieder, in der DVU sind lediglich geschätzte 4000 Menschen Mitglieder. Aber die NPD ist populärer, ist er-

folgreicher. Sechs Sitze hat die Partei im Landtag von Mecklenburg-Vorpommern, acht in Sachsen. Und trotzdem: Für beide sieht es schlecht aus. Die Mitgliederzahlen schwin-

den, Finanzierungsprobleme, Wahlergebnisse, Skandale – die Liste der Probleme der rechten Parteien ist lang. Genügend Gründe für eine Vereinigung.

Bis zum Jahresende wollen sich die Parteien zusammenschließen. Am vergangenen Samstag votierte die NPD für die Vereinigung. Bei dem Parteitag in der Kleinstadt Hohenmölsen in Sachsen-Anhalt haben nach Angaben der Partei 194 von 207 Delegierten zugestimmt.

Währenddessen protestieren vor dem Bürgerhaus in Hohenmölsen rund 400 Menschen. Die 10.000-Einwohnerstadt hatte versucht, die Anmietung des Bürgerhauses durch die NPD gerichtlich zu unterbinden – das Oberverwaltungsgericht in Magdeburg hatte die Beschwerde abgewiesen.

Warum die Rechten ausgerechnet Sachsen-Anhalt als Veranstaltungsort ausgesucht haben, ist leicht zu ersehen. Im März 2011 stehen dort die nächsten Landtagswahlen an, die dann wohl antretende „Volksunion“ will auch in der Landespolitik Sachsen-Anhalts Fuß fassen. Auch hier gibt es besonders in der Landbevölkerung Unmut über die Politik, auch hier ist die Arbeitslosigkeit groß. Nah am kleinen Mann, nah an den Problemen, so versucht die NPD wie auch schon in Sachsen und Mecklenburg-Vorpommern Erfolge einzufahren.

Und die DVU soll dabei helfen. Ob das wirklich gelingt, ist eher zweifelhaft. Die Zusammenarbeit der beiden rechten Parteien besteht schon länger, in dem sogenannten Deutschlandpakt 2004 vereinbarten die Parteien, nicht gegeneinander bei Landtagswahlen anzutreten. Für beide verlief diese Strategie zunächst erfolgreich – die DVU errang in Brandenburg 6,1 Prozent, die NPD in Sach-

sen gleich 9,2 Prozent – bis sich nach 22 Jahren das kommende Ende von Frey's Zeit als Parteichef ankündigte, bis die DVU vollends abstürzte, jede Bedeutung verlor.

Die Deutsche Volksunion wurde 1971 von dem Millionenschweren Verleger Gerhard Frey als Verein gegründet, in den 90ern erlebte die Partei große Wahlerfolge, 25.000 Mitglieder zählte die Partei. Heute sind es lediglich geschätzte 4500 – wie viele davon ihre Mitgliedschaft ernst nehmen, bleibt weiter anzuzweifeln. Laut Angaben des NDRs hatte DVU-Chef Frey von fast 6000 Schreiben an seine Mitglieder lediglich 600 Antworten erhalten. Das Fazit: Nur ein geringer Teil der Mitglieder fühlt sich mit der NPD-Vereinigung wohl. Es wird das Ende der deutschen Volksunion sein.

Doch was bedeutet das für die NPD? Die Vereinigung ist ein Zeichen der Schwäche – es zeigt, dass den Parteien die Mitglieder und auch die Anhänger weglafen. Trotzdem fordert Sachsen-Anhalts Ministerpräsident gegen die NPD vorzugehen. Der CDU-Politiker unterstützte die Demonstranten in Hohenmölsen. Laut dem Spiegel warnte der CDU-Politiker davor, die Demokratie noch mal zu verspielen. Er fordert ein Verbot der NPD. „Aus meiner Sicht gäbe es genügend Gründe, diesen Schritt noch einmal zu gehen“, zitiert ihn der Spiegel.

Bereits 2001 hatte die damalige Bundesregierung unter Gerhard Schröder das Verbot der Partei beantragt. Zwei Monate später stellten auch der Bundestag und Bundesrat Anträge zur Feststellung der Verfassungswidrigkeit der NPD. Das Bundesverfassungsgericht stellte 2003 das Verfahren ein. Laut Karlsruhe gab es verfahrenstechnische Fehler in der Beweisführung der Antragsteller. Denn die Anklage stützte sich auf Zi-

tate, die V-Männer des Bundesverfassungsschutzes in den Parteinternen Kreisen dokumentiert hatten. Wie hoch die Zahl der Spitzel war und somit auch wie hoch der Grad des Einflusses der Spitzel auf die NPD-Funktionäre waren, konnte Karlsruhe nicht einschätzen. Ist die NPD verfassungsfeindlich? Oder ist die Stimmung, die durch Interaktionen der V-Männer erzeugt wurden, verfassungsfeindlich? Das Verfahren wurde eingestellt.

Ein Erfolg für die NPD. Uns konnte keine Verfassungsfeindlichkeit nachgewiesen werden, wir sind legitim. Seitdem schwellt der Chor mit Rufen nach einem Verbot immer wieder aufs Neue an. Die NPD verbraucht Steuergelder, Parteien werden subventioniert. Der NPD darf keine Öffentliche Plattform gegeben werden.

Wirklich? Dass die NPD Steuergelder erhält, dass öffentliche Plattformen beste-

hen, beruht nur auf einem einzigen Grund: Dass Deutsche diese Partei wählen. Mit der Vereinigung zeigt sich, wie schlecht es um die rechten Vereine in Deutschland steht. Es zeigt, dass Aufklärung wirkt, dass sich ehemalige Anhänger abwenden. Politische Bildung wirkt. Jetzt ein neues Verbot einzuleiten, würde zuerst Protestwähler mobilisieren. Mit einem Verbot wird die rechte Szene in den Untergrund gedrängt, würde unüberschaubar werden – aber weiterhin existieren. Doch dann in geschlossenen Kreisen – Demonstrationen und Aufklärung wie durch die Hohenmölsener Bürger wäre nicht mehr möglich. Die Frage lautet also: Ist ein Parteiverbot opportun? Gelangt es zum gewünschten Ziel, die Bürger politisch zu bilden, ihnen kritisches Denken gegenüber diesen Ideologien zu vermitteln? Oder wird der Weg zu diesem Ziel dadurch erschwert? *Jacqueline Goebel*



Der beste Hut gewinnt einen iPod

FSR Kunstgeschichte
You can leave your hat on!
Freitag, 26.11.2010 | 21.00 Uhr | SP-Saal
Bier/Softdrinks 1,50 € | 1 Freibier für Hutträger

unterstützt durch
Apple on Campus **Wolten**

„Trink Milch, bis du stirbst!“

Die Local Heroes im SP-Saal: Letzte Woche mit Impro-Theater



Bühne frei (Bilder: Fabian Kurmann)

Wie passen folgende Begriffe zusammen? Curuba Milchbar, Hieroglyphen, Todestaxifahrer, eine lebendige Puppe und eine beinahe tödliche Vergiftung. Eigentlich gar nicht, es sei denn man entwickelt eine Geschichte drumherum, so wie man es im Improvisationstheater. Vier Männer und fünf Frauen des Jungen Schauspielhauses waren letzte Woche auf dem Campus, um den Studierenden in verschiedenen Spielen schräge Geschichten zu erzählen und von merkwürdige Gestalten zu berichten.

Wobei berichten hier nicht unbedingt den Gebrauch von Worten meint, immer aber vollen Körpereinsatz.

Licht an, der Moderator kommt auf die Bühne und erklärt kurz die Regeln: Das Publikum muss Begriffe liefern, die Schauspieler die Geschichte. Es gibt zwei Teams mit je vier Leuten, von denen beide im heutigen Impro-Wettbewerb den Sieg erringen wollen. Geklatscht wird immer, aber das Publikum darf am Ende per Abstimmung entscheiden, wer siegt.

Das erste Spiel: „Wachsen und schrumpfen“. Ein Akteur beginnt, bis ein zweiter die Szene unterbricht, und mit in eine neue Szene einsteigt. So wächst die Schauspielerzahl erst an und schrumpft dann wieder, indem die Schauspieler in umgekehrter Reihenfolge die Szenen wieder verlassen.

Die erste Akteurin muss in Start-Position gebracht werden. „Du hier vorne“, sagt der Moderator und zeigt auf ein Mädchen, das heftig den Kopf schüttelt. Kurze Zeit

später steht Galliana wie eine Ballerina da. „Fünf, vier, drei, zwei, eins, los“, ruft das Publikum im Chor und Action ist angesagt. „Ich bin eine Puppe“, sagt die junge Schauspielerin und bewegt sich wie eine Spieldosenfigur. Klatsch, Unterbrechung. „Oh du bist aber ein schöner Baum“, sagt die Nächste, während sie auf allen Vieren auf Gaillana zusteuert. Angekommen schnappt sie sich ein Blatt, kaut kurz, fällt um und röchelt. „Arhg, du hast mich vergiftet“. Klatsch, nächste Szene. Lässig schlurft ein blonder junger Mann auf die Bühne. „Ja so sieht es in der Curuba Milchbar aus: der eine liegt in der Ecke und ich zapfe mir erst mal einen Milchshake aus der Statue“, raunt er, während er dem früheren Baum an die Nase fasst, sich der Mund öffnet und Milchshake rauskommt. Klatsch, der Nächste kommt. Gespannt stellt er sich zu dem Mann mit dem Milchshake. „Erkennst du die Hieroglyphen?“ „Hm, nein. Ahh die Fackel ist aus.“ Das vergiftete Tier erhebt sich als Mumie. „Peter, bist du das?“ sind die letzten Worte, bevor – klatsch- die nächste Szene beginnt. „So Kinder, genug herumgetollt. Jetzt aber ins Bett! Ich erzähle euch dann auch eure Lieblingsgeschichte vom ... TODESTAXIFAHNER!“ Das Publikum ist amüsiert. Während des Schrumpfens fallen Sätze wie „Trink Milch, bis du stirbst! Noch einmal wirst du uns nicht verraten!“ und natürlich „Peter? Peteeeeer!“ Applaus, Applaus. Gruppe A bekommt ihren ersten Punkt.

Danach sollen die Zuschauer Begriffe vorschlagen. Ergebnis sind zwei Musikinstrumente, Kontrabass und



Der Moderator erklärt die Spielregeln

Orgel, die ein Beziehungsproblem mit einer offenen Zahnpasta und einem Polizist untermalen sollen. Es beginnt ein spannender Kriminalfall um Susi, ihren Mörder und die Oberkommissarin. „Colgate. Es scheint sich hier jemand als letztes die Zähne geputzt zu haben“, stellt letztere am Tatort fest. „Badum, badum“, macht der Kontrabass und die Orgel gibt Töne von sich, die man ihr gar nicht zugetraut hätte. Die Bühne sprüht vor Kreativität. Bis der Täter überführt ist, hat jeder Zuschauer schon mal gelacht, und es wird auch nicht das letzte Mal sein an diesem Abend. Joey Kelly, der Tic Tac Toe wieder zusammenbringt, eine Tragödie über „Wahlbetrug und die Rache der Großmutter“ und viele weitere seltsame Situationen machen diesen Abend kurzweilig. Manch einer hätte sich bestimmt gewünscht, dass es noch länger gegangen wäre. Team B zum



Die Narrenkappe

Beispiel, das sich mit einem 2:3 am Ende doch geschlagen geben musste.

Fabian Kurmann

Kommenden Dienstag, 16.11.2010 findet im SP-Saal im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Local Heroes“ des AStA-Kulturreferats eine Jam-Session statt.

I / II I

s/ash –
Querbeet / Querkopf /
Querfeldein

Die Zeit / schrift, die anders
ist.

Dieses Mal Titelthema:
heimat / fremd

Schreibt, was immer Euch
dazu einfällt.

Wir suchen Eure / bieten Euch Ideen / Texte / Bilder.

Warum? Wir alle studieren / wir denken / wir reden / wir haben Meinungen. Aber wir unterscheiden uns in dem, was wir studieren / wie wir denken / worüber wir reden / welche Meinung wir haben. Und genau das macht die s/ash aus. Ihr werdet sie schreiben. Quer durch alle Gebäude / Studiengänge / Köpfe sammeln wir Texte. Von Studenten für Studenten.

Alles ist möglich: Berichte / Fotos / Gedankengänge / Beobachtungen / Gedichte / Kurzgeschichten / Kritiken / Essays / Zeichnungen / Grafiken / Kunst...

Wir drucken Eure Ideen.

Weitere Rubriken:

- Schrift / zeichen (Von poetry slam bis Prosa)
- Zeit / geist (Zeitlos aktuell)
- Wunde / r des Alltags (Anekdoten, Beobachtungen, Unfälle und Überraschungen)
- Bewegt / bild (Visuelles: Fotografie / Film / Kunst / Bühne / Sehen)
- Science / fiction (Natur & Technik, Forscher & Erfinder)
- Blöd / sinn (Genie & Wahnsinn liegen nah beieinander – Bastelanleitungen / Kochkunst ...?)

Schickt uns alles was druckbar ist. Bis zum 03. Dezember an slash@uni-duesseldorf.de

Erscheinen wird die s/ash Anfang des kommenden Semesters (Sommersemester 2011).

s/ash ist eine freiwillige Initiative von Studierenden der Medien- und Kulturwissenschaften. Mehr über uns und die Zeitschrift findet ihr in unserer facebook-Gruppe „s/ash - die Zeit/schrift“.

Zwischen Bilk und Gürzenich

Heimatsfremde Düsseldorfer im Finale eines Kölner Band-Contests



Der Backstage-Bereich auf der MS RheinEnergie ist halbleer. Während die hochkarätige Jury an diesem Freitagabend zurückgezogen diskutiert, welche Gruppe das Finale des Kölner Band-Contests „Köln rockt“ gewinnen soll, warten die vier Nachwuchsbands auf den entscheidenden Moment von Triumph und Niederlage.

Die hippen, fröhlichen, gestylten Musiker der Kölner Gute-Laune Band „KLAR!“ stehen direkt am Eingang und sind umringt von Fans

und Freunden, es geht munter und lautstark zu. Hinten, in einer schattigen Ecke, sitzt einsam ein dunkel gekleideter junger Mann, flätzt sich über zwei Stühle und guckt in die Leere. Nicht nur backstage bedient er mit seinen Bandkollegen das typische Klischee des Außenseiters. Das liegt nicht daran, dass die Sängerin der vierköpfigen Rockgruppe tatsächlich die einzige Frau unter den Finalisten ist. Nein, ihre Band heißt „Bilk“ und kommt – aus Düsseldorf.

Schon zu Beginn des großen Finales wird klar, wer an diesem Abend das Sagen hat – und wer nichts zu melden: Als die aufgekratzten Moderatoren-Flummis fröhlich „Aus Düsseldorf – Bilk!“ als Finalteilnehmer vorstellen, ertönen ohrenbetäubende Buh-Rufe aus dem Publikumsraum. Ein bisschen weniger aufgekratzt versuchen sich die beiden hastig und mit starrem Lächeln um Schadensbegrenzung. Es sei doch toll, dass die Düsseldorfer überhaupt so weit gekommen seien. Und man wolle ja fair sein, schließlich sei man auch auf einem Köln-Düsseldorfer Schiff.

Sich von Kölnern vor Kölnern in Schutz nehmen lassen? Kommt nicht in Frage!

Sobald „Bilk“ ihren Auftritt beginnen, feuert Sängerin Manu erst einmal eine Breitseite in den gut gefüllten Schiffsinnenraum. „Wir sind ja hier eindeutig die Publikumsliebblinge... da bin ich echt froh, dass ich meine letz-

ten fünf Jahre in Düsseldorf verbracht habe“, krakeelt sie und erntet ein Geräuschegewirr aus Jubel, Gelächter und erneuten Lauten der Missgunst. Sie biedert sich nicht an, um es diplomatisch auszudrücken – eher ätzt sie zurück („hier riecht’s bestimmt seltsam, wenn alle weg sind – wahrscheinlich nach Köln“) und lässt sich gerne auf das Klischee des ewigen Städtekampfes ein.

Nach einem punkigen, frechen Auftritt verschwinden die vier Bilker wieder von der Bühne und malen sich keine Chancen auf den Titelgewinn aus.

Das macht Andi, der einsame Bassist im Backstage-Bereich im Gespräch mit Campus Delicti klar: „Es ist schon toll, dass wir überhaupt ins Halbfinale und dann sogar ins Finale von einem Kölner Wettbewerb gekommen sind! Würden wir jetzt auch noch gewinnen, wäre das schon merkwürdig.“

Dritter wollen sie werden, die Bilker – das klingt nicht so sehr nach einer Niederlage wie „vierter von vieren“. Ein Sieg an diesem Abend wäre, da ist sich der Bassist sicher, ein Armutszeugnis für die Domstadt – denn die anderen Bands haben alle ja auch eine größere Fanbase mitgebracht.

Übrigens findet Andi den Konflikt der beiden schönsten Städte am Rhein eh affig: „Das ist aber auch nicht weiter dramatisch, diese Sprüche müssen scheinbar einfach sein – und in Düsseldorf ginge es einer Kölner Band doch genauso.“

Aber warum provoziert dann seine Sängerin so gern das Kölner Publikum und macht damit selbst die



Bilk beim Auftritt in Köln
(Bilder: Christoph Henrichs)

kleinste Chance auf einen Sieg zunichte?

„Als das Publikum am Anfang so gebuht hat, haben wir uns einfach gedacht: ‚Jetzt erst recht‘“, erklärt die mittlerweile dazu gestoßene Manu. Für den Gedanken, ob sie mit ihren Kommentaren nicht noch mehr kaputt gemacht hat, ist sie zu selbstbewusst: „Wenn das mit der Rivalität böse wäre, wären wir ja nicht bis ins Finale gekommen – so schlecht scheinen wir also nicht zu sein.“ Und sie weist darauf hin, dass am Ende des Auftritts auch die Kölner Zuschauer Beifall spendeten und die Stimmung tatsächlich weiterhin fröhlich und fair blieb.

Deswegen fällt es den Düsseldorfern, die übrigens teilweise aus Berlin stammen, auch nicht schwer, etwas Positives über die Domstadt zu sagen: „Das ist eine verdammt gute Veranstaltung. So etwas gibt es leider bislang in Düsseldorf nicht, obwohl das Potenzial durchaus da wäre.“ In Köln sei so etwas auch einfacher zu realisieren, denn in Düsseldorf, so Andi, „ist die Pop/Rock-Szene im Arsch!“ Ja, das sollen wir genauso schreiben, sagt Andi erst – relativiert die kernige Aussage dann allerdings: „Es gibt zur Zeit keine übergreifend organisierte Szene in der Stadt – eher einzelne Szene-Cluster, die sich un-

tereinander wenig zu sagen haben.“ Das liege nicht zuletzt daran, dass die Möglichkeiten, öffentlich aufzutreten, immer knapper würden und der Fokus der förderungswürdigen Kulturszenen in Düsseldorf nun mal bei Theater und musealer Kunst liege. Dass nicht nur die Stadt dafür verantwortlich zeichnet, ist den Bilkern klar: „Die wünschenswerte Szene muss aus sich selbst heraus entstehen.“ Keine Stadtverwaltung könne hingehen und eine Szene schaffen, aber die Leute bräuchten eine Plattform, auf der eine solche Szene wachsen könne.

In Köln gibt es scheinbar diese Plattform. Deswegen

emigrierte Andis Band für den Wettbewerb nach Köln – nur um dort mit der Gewissheit an den Start zu gehen, dass es außer einem höheren Bekanntheitsgrad nichts zu holen gibt.

Die Preisverleihung kommt, „Bilk“ werden letzter, vierter von vieren. Mit „cat ballou“ gewinnt eine Gute-Laune Combo aus Bergisch Gladbach stolze Preise. Die Exkursion nach Köln ist für die Biker beendet, sie kehren zurück in ihre tote Szene. Am 20. November spielen sie im Düsseldorfer Haus der Jugend, Silvester rocken sie das Tanzhaus. Viele Kölner werden nicht erwartet.

Christoph Henrichs

Sophias Welt

Anna Gavalda: **Zusammen ist man weniger allein**, Paris 2004

Letzte Woche Sonntag haben wir eine Stunde dazu bekommen, schön war das. Hieß aber auch: die Tage wurden plötzlich kürzer. Wer Pech hat, fährt nun jeden Morgen im Dunkeln zur Uni – und abends nach Hause, wenn es schon wieder dunkel ist. Die Vorlesung von vier bis sechs endet dieser Tage meist mit der Erkenntnis: „Es ist ja schon dunkel geworden!“ Zum Glück gibt es in dieser dunklen Jahreszeit Zahlreiches, das uns den Tag versüßen kann. Der Kaffee vom Uni Kiosk mit Lebkuchen-Sirup. Warme, pudersücker-bestäubte Poffertjes vom Weihnachtsmarkt. In dieser Zeit des Jahres brauchen wir Süßes, brauchen wir Schönes – brauchen wir auch schöne Literatur. Romane, bei denen einem warm ums Herz wird, sobald man sie aufschlägt. „Zusammen ist man weniger allein“ ist ein solcher.

Paris, im Winter. Die junge Künstlerin Camille Fauque schlägt



sich als Putzfrau durch und arbeitet Nachtschichten in verlassenen Büros. Sie hat weder Familie, noch ein schönes Zuhause, wohnt in einer trostlosen Dachkammer ohne Küche oder Heizung. Dann lernt sie den stotternden Philibert Marquet de la Durbellière kennen, einen verarmten Adligen, der sich von seiner Familie zurückgezogen hat. Für eben diese Familie hütet er eine riesige alte Wohnung mitten in Paris, die kurz vor der Zwangsversteigerung steht. Camille zieht zur Untermiete ein und betritt damit eine der merkwürdigsten Wohngemeinschaften, die die Literatur bisher geschaffen hat. Neben Philibert, der meistens im verstaubten Salon Tschai-kowsky hört, wenn er nicht gerade Postkarten am Ufer der Seine verkauft, wohnt dort auch Franck, der schöne, schlecht gelaunte Koch. Franck bringt jeden Abend ein anderes Mädchen von seinen Nachtschichten mit

nach Hause und sorgt damit für Zündstoff unter den WG-Bewohnern. Zum Glück zieht bald seine schrullige, gutmütige Großmutter Paulette ebenfalls in die WG.

„Zusammen ist man weniger allein“ ist keine große Literatur. Aber es ist ein Buch zum Wohlfühlen. Der perfekte Roman für die kalte, einsame Novembernächte, für lange Busfahrten durch die Dunkelheit. Anna Gavalda erschafft komplexe Charaktere, die dem Leser bald ans Herz wachsen. Sind alle 551 Seiten ausgelesen, ist man beinahe geneigt, wieder von vorne zu beginnen. Denn dieses Buch ist Gift für jeden Winterblues.

(Wer gerade bei der Erwähnung von 551 Seiten geschluckt hat, kann sich auch die wunderschöne Verfilmung von „Zusammen ist man weniger allein“ mit Audrey Tatou in der Hauptrolle ansehen. Auch für Fans des Romans, ist der Film empfehlenswert. Guillaume Calet macht den Koch genauso schön, wie man ihn sich vorgestellt hat.)



Die Ästhetik eines verschwindenden Widerstands

Warum die Zeit kleiner Buchläden wie BiBaBuZe sich dem Ende zuneigt und uns damit ein Teil wertvoller Kultur verloren geht.

Anders als bei Amazon (Bilder: Martin Nitsch)



Der beschauliche Buchladen an der Ecke ist zum exemplarischen Anachronismus in unserem längst unkontrollierbaren Gesellschafts-Process geworden; zwischen Wohnhäusern der Aachener Straße und dem Bahndamm des Bilker S Bahnhof gelegen, wirkt er mittlerweile wie ein Kontrast zu den ebenfalls ortsansässigen Arkaden, die, wie Hans Schmitz, einer der Geschäftsführer von BiBaBuZe, findet, „optisch wie städtebaulich einen Schandfleck gegen die Bevölkerung darstellen, es sei denn, man ist ein Freund von Konsumtempeln und solcher Art Geschäfte und kann sich damit identifizieren“. Hans Schmitz kann das nicht, verständlicherweise, denn er ist da sensibel. Überdies ist er mit dieser Meinung nicht allein, viele Leute empfinden das ganz ähnlich. „Der Teil des Bezirks hinter der Bahn ist durch die Arkaden abgeriegelt worden“, sagt er. Man könnte jetzt meinen, der Buchhändler Hans Schmitz sei eben ein autonomer, sozialistischer Linker und ne-

benbei eifersüchtig auf den Erfolg seiner vollends kapitalistischen Nachbarn, die ihm Teile seiner Kundschaft abnehmen, aber das stimmt offensichtlich nicht, denn geschäftlich gesehen hätten sich seit der Fertigstellung der Arkaden keine Riesenwirkungen ergeben. „Die meisten Leute, die in den Arkaden einkaufen, kommen sowieso von außerhalb“, meint er dazu. Es muss wohl etwas anderes den Anlass dafür geben, aber den kann nur derjenige kennen, der beides sehen und erleben konnte: also die Wahl hat – oder hatte.

Betritt man den Laden, indem man die Glastür geöffnet hat, begegnet man einer Atmosphäre, die der Kunde in der heutigen Zeit so nicht mehr gewohnt sein dürfte, häufig anzutreffen: eine ruhige Atmosphäre, eine schöne Einrichtung, freundliche Händler, die auch nicht scheuen ein Gespräch anzufangen, das mehr als nur die obligatorischen Floskeln der Supermarktkasse („Guten Tag. –Hallo. –Das macht 20

Euro. –Hier. –Vielen Dank. Auf Wiedersehen. –Schönen Tag noch.“) beinhaltet: man fühlt sich nicht nur auf den homo oeconomicus als einzig zu geltende Eigenschaft des Menschen reduziert, sondern spürt auch: hier findet auch noch so etwas wie soziales Geschehen statt, ist noch sozialer Raum! Schmitz weiß das. „Uns wurde schon häufiger gesagt, dass die spezielle Atmosphäre, um die wir uns hier bemühen, geschätzt wird. Somit bist du nicht der erste, dem das auffällt, aber es freut uns natürlich, das immer wieder zu hören. Wir sehen uns eben auch als Service-Unternehmen, das bemüht ist auf die Bedürfnisse der Kunde einzugehen“. Was die Kundschaft an BiBaBuZe so schätzen muss, zeigt sich an vielerlei Details, die letztlich den Gesamteindruck ausmachen, und zwar das Gefühl, dass man persönliches Gebiet betritt, in dem die Beteiligten mit ihren eigenen Vorstellungen involviert sind, was man dort sieht, ist gewollt so – man könnte es Profil nennen. Es sind Feinheiten, wie die Tatsache, dass es meist still ist, nur wenige Menschen im Laden sind, originelle Ideen zu entdecken sind, wie der Kafé Klub der Roten Dichter (wer den „Club der toten Dichter“ kennt, wird ein Lächeln bei solchem Charme kaum verkneifen können, vor allem wenn einem Sätze wie „My Captain, my Captain“ durch den Sinn gehen) oder ein unbestimmter Ausdruck in den Gesichtern der dort Arbeitenden zu finden ist, der einem vermittelt, dass er dich wiedererkennt – auch ein Umstand, den man vielerorts vermissen dürfte: Du bist hier nicht als anonymisierter

Konsument gestrandet . . . BiBaBuZe ist eben kein Büchersupermarkt.

Ich habe Hans Schmitz gefragt, welche Leute in den Laden kommen, und war ein wenig überrascht, zu hören, dass anscheinend doch nicht so eindeutig ein bestimmtes Klientel bedient wird, wie ich angenommen hatte. Hans sagt „zum Glück“. Grob lassen sich die Kunden aber doch charakterisieren: „ältere Menschen, die mit uns altern, junge, politische Leute, und Leute aus der Gegend“ Alter, Bildung, gesellschaftliche Schicht spielen also eher weniger eine Rolle. Jeder Kunde ist eben immer noch als ein Individuum zu sehen. Etwas anderes sollte einem eher zu denken geben. Die Mehrheit der Kunden sei Stammkundschaft, über mich weiß Herr Schmitz zu sagen, dass ich seit drei Jahren in den Laden komme. Dennoch: „Ohne Laufkundschaft kämen wir allerdings nicht aus, ohne die könnten wir nicht überleben“, erklärt er mir. Wie die Zukunft aussieht im Buchgeschäft will ich dann auch noch wissen. Da kann er, der seit 31 Jahren überzeugter Peter-Weiss-Leser ist, nur eine relativ pessimistische Angabe machen: „Diese Form des Buchhandels, wie wir ihn bei uns praktizieren, wird es in 10 bis 20 Jahren nicht mehr geben. Uns wird es dann nicht mehr geben.“ Der menschliche Faktor ist dabei das entscheidende Problem, so Schmitz. Der größte Teil der Leute gebe sich mehr und mehr mit Halbwissen zufrieden; gleichzeitig gehe die Fähigkeit verloren, Inhalte im Ganzen zu erfassen, zu groß sei die Menge an hergestellten Bü-

chern und die Texte der Autoren zu selten angemessen lektoriert. Stattdessen werde das Buch zunehmend durch Medien geringerer inhaltlicher Dichte ersetzt, die nun die Aufgabe der Information und Wissensvermittlung übernehmen, aber auch den kulturellen Diskurs prägen würden. Der Mensch habe sich sein Weltbild aus einzelnen Fragmenten zusammenzusuchen. „Der total informierte Mensch, [der in der Medienlandschaft alles abgrast], gerät ins Fahrwasser, alles und nichts zu wissen.“, meint Herr Schmitz. Tatsächlich lohnt es einmal über die Verhältnisangabe Quantität und die Angabe der Qualität vergleichend nachzu-

denken, wenn man sich den Buchhandel und Büchereien genauer anschaut. Andererseits hätten die neuen Medien nicht nur Nachteile, sondern erleichterten auch die Kommunikation, Stichwort E-mail. Aber man müsse sich halt auch darüber klar sein, wie diese Erleichterung auch dazu führt, dass sich weniger Gedanken um Form und Inhalt der Kommunikation gemacht werden. So ergebe sich zum Beispiel die Tendenz, dass Leute nur noch auf die erste Frage in Emails antworten würden, auch würden die Umgangsformen teilweise unhöflicher, unpersönlicher. Es werde teilweise schon zu unüberlegt kommuniziert. Wenn man bedenkt,



Eine große Auswahl

dass der Name des Ladens noch auf einem Bierdeckel seinen Ursprung fand, als eine Gruppe von Individuen sich zusammenschloss, mit

dem Ziel, Gegenöffentlichkeit zu betreiben, erscheinen die heutigen Verhältnisse in einem deutlich anderen Licht.

Martin Nitsch

Leserbriefe

Soeben habe ich die Campus Delicti gelesen und muss sagen: ich bin begeistert! Doch eine Person stoch mich ins Auge: Sophia Sotke. Sophia Sotke ihr Talent in Sachen Kritiken bewiesen! Was für eine leidenschaftliche Kritik für „Coffee and Cigarettes“. Und jedes Mal wenn ich SOPHIAS WELT lese, wird mein Interesse zur Literatur geweckt. Sophia Sotke, ich ziehe meinen Hut vor dir! Ich hoffe auf noch mehr Literaturtipps. Es macht wirklich Freude, ihre Artikel zu lesen.

Giannina Dell'Erba

CD 338, S. 13

Liebe Selina,

dass du in deinem Kommentar den Kindergarten anprangerst, den man leider manchmal im Studierendenparlament vorfindet, ist vollkommen richtig. Ich habe während meiner Zeit in Düsseldorf als Reporter für das Hochschulradio Düsseldorf oft Sitzungen im Studierendenparlament erlebt, bei denen die Akteure sicherlich mit etwas mehr Selbstdistanz und Kompromissbereitschaft einfacher durch die Sitzung gekommen wären. Dass du im Umkehrschluss die Entpolitisierung des AstA forderst („Passt du zu unserer Liste? Alles andere ist zweitrangig.“), finde ich fatal.

Dass Referate ausgeschrieben werden, finde ich richtig, weil so auch Outsider des politischen Establishments der HHU eine Chance haben und auch abweichende Meinungen einbringen. Aber ausschließlich nach „Kompetenz“ zu entscheiden, kann nicht Sinn der Sache sein. Ein Hochschulpolitik-Referent des RCDS oder der LHG wird eine andere Meinung zu Studiengebühren vertreten als einer von den Jusos oder LiSt. Die politischen Mehrheitsverhältnisse sollen sich in der Besetzung der Referate grundsätzlich widerspiegeln - genauso wie natürlich kompetente Leute in den Referaten sitzen sollen. Ich will nicht, dass jede Abstimmung über Büromaterial zur politischen Frage erhoben wird, aber es gibt objektiv Streitpunkte innerhalb der Studierendenschaft, die im SP durch Mehrheitsverhältnisse abgebildet und dort verhandelt werden sollen.

Und damit sind wir wieder bei der berechtigten Kritik, die du äüßerst: Im SP soll über strittige Punkte gestritten werden und über unstrittige Punkte soll nicht gestritten werden. Die Abgeordneten sollen sich nicht hinter „den Interessen der Studierenden“ verstecken, denn die sind individuell unterschiedlich, sondern zu ihren Grundsätzen stehen und darüber streiten. Aber eben auch nicht über mehr.

Beste Grüße aus Leipzig, wo ich im Master studiere, aber immer noch Campus-Delicti-Leser und -Fan bin!

Björn Siebke

Regie: Martin Scorsese

Hauptdarsteller: Matt Damon, Leonardo Di Caprio, Jack Nicholson

Martin Scorsese weiß, wie man gute Filme macht. Erst Anfang dieses Jahres hat er es mit „Shutter Island“ noch einmal unter Beweis gestellt. In „Departed - Unter Feinden“ zeigt er zudem, wie man seine Zuschauer an der Nase herumführt. Kurz zum Plot: Frank Costello (Jack Nicholson) ist der Boss der irischen Mafia in Boston. Er bildet den jungen Colin Sullivan (Matt Damon) zu seinem Komplizen aus und schleust ihn bei der Polizei Boston ein. Sullivan macht dort bald Karriere und spioniert die Polizei für Costello aus. Zu Beginn des Films wird auch der Polizeikadett Billy Costigan (Leonardo DiCaprio) bei der Polizei Boston angestellt. Er wird als Undercover in Frank Costellos Mafia eingeschleust, wovon nur die beiden

Chefs der Polizei wissen. Und so beginnt es, das Katz und Maus Spiel von Martin Scorseses Oscar-prämiertem Film. Bald drängen sich Fragen auf. Ist Costello wirklich der, der er vorgibt zu sein? Wer arbeitet hier eigentlich für wen? Wem kann man trauen? Und wann und wie werden Sullivan und Costigan voneinander erfahren? Fest steht nur eins: hier gibt es keine Guten. „Departed“ ist übrigens bis heute der einzige Preisträger in der Kategorie „Bester Film“, in dem knapp dreihundert Mal das F-Wort gesagt wird. Auch auf der nicht-verbalen Ebene strotzt der Film vor Gewalt - es ist nicht so schlimm wie bei Tarantino („Kill Bill“, „Inglorious Basterds“), aber doch gewöhnungsbedürftig. Und trotzdem: bei allem Schimpfen und Schlagen verliert der Streifen nicht seinen Humor. Die Schauspieler brillieren in ihren Rollen - gerade Jack Nicholson mit seinem immer währenden süffisanten Grinsen.

Auch Damon und DiCaprio sind die perfekte Besetzung, sind total unterschiedlich und doch so leicht verwechselbar. Der Soundtrack ist ebenfalls zu loben: die erste Szene startet mit „Gimme Shelter“ von den Rolling Stones, die Story kulminiert schließlich in einer epochalen Version von „Comfortably Numb“ - interpretiert von Roger Waters und Van Morrison, der darin eins der besten, scheinbar ewig dauernden Gitarren-soli der Musikgeschichte spielt. Ein aufregender, ein witziger, ein genialer Film! Schade nur, dass die Idee geklaut ist. Martin Scorsese übernahm den Plot fast eins zu eins von dem chinesischen Thriller „Internal Affairs“ (2002). Das macht „Departed - Unter Feinden“ aber auch nicht schlechter.

Wie viele andere Filme, ist „Departed“ für vier Wochen kostenlos in der ULB ausleihbar. Von diesen Filmen stellen wir hier jede Woche einen vor.

Zu Gast:

Henning Konetzke

AStA-Ökoreferent und Medienaktivist

In welchem Semester Henning Konetzke Germanistik auf Diplom studiert, wollte er an diesem Abend nicht verraten. Was ihn aber grundlegend stört: Diese Altersdiskriminierung. Dass beispielsweise vor zwei Wochen im Beitrag über eine Studentin mit Kind im Nebensatz bemerkt wurde, diese sei mit 27 eigentlich zu alt für das Studentenleben. In der letzten Woche wurde Carlos Cota Castro unterstellt, er sei mit seinen 13 Semestern ein Langzeitstudent. Übrigens ein unbegründeter Vorwurf. Carlos ist per Definition Langzeitstudent.

Was ihm gefällt, ist das neue Layout.

Und das Foto der Sprecherin der Fachschaftenliste, Steffi Volk. „Die Frau sieht einfach gut aus“, erklärte er. Ansonsten ging er ziemlich penibel jeden einzelnen Schnitzer in den vergangenen zwei Ausgaben durch und behielt in den meisten Fällen recht. So hätten wir seiner Ansicht nach zum Leserbrief in der letzten Ausgabe Stellung beziehen müssen. Er hat recht. Das holen wir diesmal in den „Korrekturen“ nach.

Seine Wünsche für die Zukunft unserer Campus-Gazette: Mehr Universitäres, genügend Hochschulpolitik-Berichterstattung und weniger Kolumnen. „Die lese ich einfach nicht gerne.“

Wir suchen auch weiter Kritiker. 20 Minuten lang hören wir uns gerne an, was ihr zu sagen habt.



Korrekturen:

In Campus Delicti 338 vom 4.11. ist ein Leserbrief der Fachschaft Informatik erschienen, der sich auf den Beitrag „Ich bin kein MINT-Girl“ aus Campus Delicti 337 bezog. Dazu stellen wir fest: Die Kritiker haben in der Mehrheit der Punkte recht. Der Beitrag wurde nicht ausreichend recherchiert und weist deshalb grundlegende Fehler auf. Wir entschuldigen uns hiermit. Wir versprechen, dass Derartiges in Zukunft nicht mehr passieren wird.

In Campus Delicti 336 vom 21.10. berichteten wir über Studentinnen der HHU, die in Wales Opfer von Mietbetrüggern wurden. Einige Informationen der Meldung bezogen sich auf einen Artikel der Westdeutschen Zeitung vom 18.10.2010. Diese wurde nicht als Quelle genannt. Dafür entschuldigen wir uns hiermit.

Der AStA informiert...

Allgemeiner Studierendenausschuss



Viele unserer Vorhaben haben wir vor der konstituierenden Sitzung des Studierendenparlaments (SP) im Juli gemeinsam im Koalitionsvertrag festgehalten. Doch es hat sich, wie zu erwarten war, noch einiges mehr an Themen und Aufgaben ergeben. Hier nun für Euch eine Übersicht darüber, was wir in den kommenden neun Monaten für Euch erreichen wollen:

Zunächst einmal verstehen wir uns als studentenorientierter AStA. Heißt: Es geht darum, Euch zu vertreten, Eure Belange zu verteidigen, Euch am Hochschulgeschehen teilhaben zu lassen. Dabei sind wir aber keineswegs unpolitisch - jedes Mitglied der AStA-Koalition gehört schließlich einer Liste an. Da es sich jedoch um eine recht heterogene Zusammensetzung handelt, gehen wir bei strittigen Punkten diskursiv vor - das beste Argument siegt, im Sinne der Studenten.

Um eine intensive Verbindung mit Euch in beide Richtungen zu ermöglichen, suchen wir ständig nach neuen Kommunikationskanälen. Unser Ziel ist es, Euch über unsere Arbeit, sowie weitere wichtige Ereignisse an der HHU, sei es auf AStA-, Senats-, Fakultäts-, oder Rektoratsebene informiert zu halten. Denn alle unsere Mühe wäre umsonst, solltet Ihr davon so wenig mitbekommen, wie es in den letzten Jahren der Fall war. Außerdem wollen wir mehr durch und über Euch erfahren, damit wir Eure Wünsche und Vorschläge entsprechend vertreten und an die geeigneten Stellen weitertragen können.

Die Campus Delicti in der Besetzung, in der es sie jetzt gibt - mit einem Haufen motivierter und fähiger Redakteure-, war der erste Schritt Euch wieder über das Campusgeschehen auf dem Laufenden zu halten. Auch diese „AStA-informiert“-Seite ist eine Neueinführung, um Euch jede Woche über ein paar wichtige Dinge in Kenntnis zu setzen. Schließlich seid Ihr als Studenten am meisten betroffen, von dem was an der HHU so entschieden und beschlossen wird.

Auf der AStA-Homepage findet Ihr eine Übersicht über die Referate, den Vorstand, Aktuelles, sowie eine Feedback-Adresse. Diese ist als Rückkopplungsinstrument gedacht, damit wir Bescheid wissen, was Ihr von unserer Arbeit haltet. Ein weiterer Kommunikationskanal sind die Informationsfenster des AStA, die in allen Fakultäten zu finden sind. Am wirksamsten, um wirklich Einblick zu nehmen, ist es allerdings einfach bei uns im AStA-Flur vorbeizuschauen oder an den vielen Veranstaltungen teilzunehmen. Und wer weiß, vielleicht entscheidet der ein oder andere sich sogar selber mit anzupacken und die Hochschule mit zu gestalten...

Um Euch das zu erleichtern, kämpfen wir für einen leichteren Zugang zur Hochschulpolitik, sowie zu Gremien und Ausschüssen. Wir arbeiten an einer Liste, die Euch gesammelt über alle Entscheidungsorgane innerhalb der Universität informiert - und wie Ihr Euch entsprechend dort beteiligen könnt. Diese sollt Ihr schnellstmöglich auf der AStA-HP einsehen können. Es sollen nicht immer dieselben Personen sein, die Euch in sämtlichen Organen hochschulpolitisch vertreten. Nehmt die Sache selbst in die Hand!

Ein Projekt der Koalition ist es den Campus etwas sicherer zu machen. Es kann nicht sein, dass Studenten nach Partys im SP-Saal mit einem mulmigen Gefühl nach Hause gehen, weil der Campus nicht ordentlich beleuchtet ist. Wir wollen darum dafür sorgen, dass die Beleuchtung in und um die Uni erweitert wird. Des Weiteren fordern wir eine verstärkte Präsenz von Sicherheitsleuten in den Abend- und Nachtstunden. Überwachungskameras halten wir dabei aber nicht für angemessen und sinnvoll.

Wichtig sind uns Eure Lernbedingungen: unter anderem auch in den Bibliotheken. Hier streiten wir für längere Öffnungszeiten, auch am Wochenende, sowie für eine ausreichende Betreuung durch angestellte Hilfskräfte. Die Universitäts- und Landesbibliothek ist seit einiger Zeit von Stellenabbau im Servicebereich betroffen. Dieser Vorgang im Herzen des universitären Lebens kann nicht im Interesse der Universität, ihrer Mitarbeiter und ihrer Studierenden sein. Wir fordern einen Stopp des Stellenabbaus und halten stattdessen eine Anpassung der Mitarbeiterstruktur an die Herausforderungen der kommenden Jahre für notwendig. Diese sehen wir hier vor allem in den steigenden Studierendenzahlen durch den Doppelabiturjahrgang und der Modernisierung im Hinblick auf das Informations- und Internetzeitalter. Dazu gehört auch die Öffnung des Rechenzentrums am Wochenende.

Aber auch ein anderer essentieller Bereich des Campuslebens liegt uns am Herzen: Die Mensa. Wir wollen aktiv mit dem Studentenwerk in den Dialog treten und uns für ökologisch faires Fleisch einsetzen. Bemühungen von Seiten des Studentenwerks, wie die Einführung von MSC Fisch und den ausschließlichen Ausschank von Fairtrade Kaffee, wollen wir unterstützen und unter den Studenten publik machen. Außerdem wollen wir die Preise in den Caféten transparenter machen und wenn möglich die Betreiber an geeigneten Stellen zu einer Senkung bewegen. Hierfür haben wir in diesem Semester das „Transparenzreferat“ eingeführt, das Preise und Leistungen des Studentenwerks insgesamt prüfen und vergleichen soll. Die Ergebnisse werden Euch natürlich auf unserer HP zur Verfügung gestellt werden.

Aber auch Transparenz muss Grenzen haben - nämlich in punkto Datenschutz. Nach dem Gesetz für den „elektronischen Entgeltnachweis“ (ELENA), sind die Arbeitgeber seit dem 1.1.2010 verpflichtet, persönliche sensible Daten über ihre Angestellten an die Sozialämter weiter zu geben. Dies ist aus Datenschutzgründen höchst umstritten, da die erhobenen Daten, für den Fall einer möglichen Erwerbslosigkeit, auf Vorrat für einen Zeitraum von vier Jahren gespeichert werden. Dieses Verfahren ist auf alle staatlichen sozialen Leistungen anwendbar. Somit auch auf das BAföG. Wir suchen hier präventiv das Gespräch mit den Datenschutzbeauftragten von Universität und Studentenwerk und wollen über die Thematik aufklären.

Die Notizbretter in den Fakultäten sind mehr nostalgisch als nützlich. Darum möchten wir ein funktionierendes, schwarzes Brett auf der AStA-Homepage aufbauen, das Euch einen immer aktuell gehaltenen Wohnungs-, Nachhilfe und Probandenmarkt liefert

Wir haben natürlich noch viele weitere Projekte, ganz aktuell zum Beispiel eine Weihnachtsaktion für Kinder aus sozial schwachen Familien, die nächste VV sowie die Veränderungen der Veranstaltungszeiten.

Ihr seht, wir haben eine Menge Ziele, vielleicht zu viele um sie zu fünf in nur einer Legislaturperiode durchsetzen zu können. Also fühlt Euch eingeladen mit anzupacken. Wir geben jedenfalls alles und hoffen Euch damit gut zu vertreten!

Euer AStA

V.i.S.d.P.: AStA-Vorstand

Tipps und Termine: 11. November – 18. November 2010

Donnerstag, 4.11.

Die Karnevals-Saison: beginnt heute um 11Uhr11.

Vortrag: Zur Geschichte der Juden - Forschungen zur Geschichte der Juden in der frühen Neuzeit, Stephan Laux, 20:15, Katholische Hochschulgemeinde, Merowinger Str. 170

Kunst trifft Musik: Mixed Pixels, Videos und Filme ehemaliger Paik-Studenten der Kunstakademie Düsseldorf, 20h, Robert-Schumann-Saal, Ehrenhof 4-5

Freitag, 12.11.

Konzert: „klangstrom“ mit robin tom fink, 20h, damenundherren kulturverein, Oberbilker Allee 35

Theater: Die heilige Johanna der Schlachthöfe, FFT Jutta, Kasernenstraße 6

Lesung: Herman Koch liest „Angerichtet“, Buchhaus Stern-Verlag, Friedrich Str. 24-26

Samstag, 13.11.

Tanz: Tango Salon, Bürgerhaus Bilk, Himmelgeisterstr. 107 h

Konzert: Sevenkind & Kaeng, Pitcher Rock'n'Roll Headquarters, 20h, Oberbilker Allee 29

Party: NachBarschaftparty, 19h30, NachBar, Birkenstr. 66

Sonntag, 14.11.

Konzert: Blood Red Shoes, 20h, zakk, Fichtenstraße 40

Theater: Golden Girls, „Regenbogenbunt“, 19h, Theater Flinngern, Ackerstr. 144

Kino: Manche mögen's heiß, 14h30, Metropol, Brunnenstr. 20

Montag, 15.11.

Kino: Somewhere, 15h15, 17h30, 22h15, Cinema, Schneider-Wibbel-Gasse 5

Lesung: Dornröschens Schwestern, 19.30, Frauenbuchladen, Blücherstr. 30

Dienstag, 16.11.

Campus: Local Heroes, Jam Session, 19h, SP-Saal

Bibelabend: „Was heißt es, wenn wir von Gott als dem Schöpfer sprechen?“, Bibelarbeit zu Gen. 1, 19:30, Evangelische Studierenden-Gemeinde, Johannes-Weyer-Straße 7

Lesung mit Musik: Jonas Jahn & The Bloody Bozinski Brothers, 20h, zakk, Fichtenstr. 40

Mitwoch, 17.11.

Campus: Schwulenreferat Vollversammlung, 18h30 (danach SingStar-Abend), Gebäude 24.21 (FH-Gebäude neben der ULB), Raum 00.27

Kreativ: Offene Schreibwerkstatt im zakk, 18h, Fichtenstr. 40

Konzert: Big Bang 3, 20h, Tonhalle, Ehrenhof 1

Leckerbissen

Willkommen im Rheinland

Am Donnerstag beginnt um 11h11 die Karnevals-Saison. Auf dem Campus werdet ihr davon nicht so viel mitbekommen. Also nicht bitte nicht verkleiden - richtig los geht es erst nächstes Jahr. Wer trotzdem schon mal den Karneval einläuten möchte, hat dazu in zahlreichen Düsseldorfer Brauereien die Möglichkeit. In der Brauerei Füchsen auf der Ratinger Straße wird ab 11h11 zum Beispiel schon nach dem Motto „Biersexuell“ gefeiert. Was auch immer das heißen mag. Aber das ist eben Karneval.

Willkommen in L.A.

Oder vielmehr im berühmten Hotel „Château Marmont“. Dort haust der lethargische Hollywood-Star Johnny Marco (Stephen Dorff) in Sophia Coppolas neuem Film. Die junge Regisseurin, die in die Fußstapfen ihres Vaters Frances Ford Coppola tritt, brilliert nach „Lost in Translation“ und „Marie Antoinette“ nun mit ihrem neuen Film. In „Somewhere“ geht es um Johnny Marco, der keine Lebensfreude mehr empfindet, bis seine kleine Tochter Cleo (Elle Fanning) sich bei in seiner Hotelsuite einquartiert. Der Film läuft ab Donnerstag im Cinema in der Schneider-Wibbel-Gasse.



Willkommen auf dem Campus

Hier ist nämlich auch abends was los. Zum Beispiel am Dienstag Abend, wenn das AStA-Kulturreferat zur „JamSession“ ruft. Jeden zweiten Dienstag gibt es bei den „Local Heroes“ ab 19h Sub- und Studentenkultur zu bestaunen. Lohnt sich.